



stimme

von und für Minderheiten

Minderheitenliteratur?

Aus dem Licht, Osten!

„*Ex oriente lux* – Aus dem Osten (kommt) das Licht.“ Dieser lateinische Spruch, über dessen Ursprung wir kaum etwas wissen, hat in seinen Anfängen wohl schlicht ein Naturereignis beschrieben: dass die Sonne im Osten aufgeht. Später übertrugen christliche Theologen den Inhalt des Spruchs auf die Erleuchtung: „Vom Osten kommt das Licht des Christentums.“ In der Romantik hat man den Satz dahin gehend ausgelegt, dass der Orient den „Geburtsort der Kultur“ markierte. Doch bald vermischte sich diese romantische Vorstellung mit orientalischer Despotie, rassischer Minderwertigkeit, Unterentwicklung, Rückständigkeit, bald auch mit kommunistischer Bedrohung ... Im aufgehenden 21. Jahrhundert erleben wir eine negative Steigerung: Der Orient symbolisiert für einen Großteil der westlichen Öffentlichkeit die Himmelsrichtung des islamischen Fanatismus und des fanatisch bedingten Terrorismus.

Geografie ist politisch. Es ist interessant zu beobachten, dass sich der Osten schnell in den Süden verwandeln kann, wenn wir beseelt von Mitleid, Verantwortung und Solidarität über die „Dritte Welt“ sprechen. Interessant auch, dass *Orient* heute noch mit Gewürz, Harem und Halbmond assoziiert wird, während *Osten* an Gulag, Gulasch und Plattenbau erinnert. Nachgerade lustig zudem: Der Osten steht oft für das große und beliebig erweiterbare Konglomerat, das immer wieder zur „Achse des Bösen“ werden kann: von China über Iran bis hin zu Kuba. Aber die Funktion des Orients als ewige Projektionsfläche ist hinlänglich bekannt.

Mich beschäftigt hier eher der „Westen“ selbst. Vor allem die so genannten westlichen Werte. Als Musterbeispiel für die unermüdlischen SchützerInnen dieses Wertekanons ist in Österreich der STANDARD-Kolumnist Hans Rauscher zu nennen. Er hat es geschafft – ähnlich den konservativen „Neuen Philosophen“ in Frankreich wie André Glucksmann, Pascal Bruckner und Henri-Bernard Lévy –,

diesen Kanon in eine verbale Kanone zu verwandeln, um damit auf die Barbaren von heute zu schießen. Jahre lang schrieb er – im Zusammenhang mit Jugoslawien und dem restlichen „Osten“ –, dass die Grenze zwischen Gut und Böse entlang der westlichen Werte verläuft. Zwar zählt(e) er neben Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Menschenrechten ausdrücklich auch die *freie Marktwirtschaft* dazu; aber in der Hitze des Gefechts fiel das wohl nur wenigen auf. Der jüngste Irak-Krieg hielt ihn bis zum Sturz von Saddam Hussein in den Reihen der „embedded journalists“; dann verlor er das Interesse daran. Wohl deshalb, weil die Fronten zwischen Barbaren und Zivilisierten spätestens mit den Folterbildern aus den US-Militärgefängnissen ein wenig durcheinander geraten sind.

In jüngerer Zeit beschäftigt sich Rauscher mit dem eventuellen EU-Beitritt der Türkei. Einige Male feuerte er auf diesem Schauplatz Hüftschüsse unter der Gürtellinie, indem er in Österreich verübte kriminelle Taten mit „Blutrache“-Hintergrund als Gegenargument für den EU-Beitritt der Türkei anführte. Kürzlich brillierte er jedoch mit einem Beitrag, der endlich auch die Theorie zu seinem praktischen Kampf im Namen der westlichen Werte liefert. In seiner Kolumne von 2./3. Juli 2005 schreibt Rauscher: „Zu den geistigen Grundlagen Europas gehören die römische und griechische Antike, das Christentum und die Aufklärung der Moderne.“

Rauschers Liste ist in jedem Schulbuch zu finden. Umso unverständlicher ist es, warum er nicht einige Seiten mehr dazu gelesen hat, um in denselben Schulbüchern Schwarz auf Weiß zu lesen, dass Antike, Christentum und Aufklärung keine so harmonische Dreifaltigkeit ergeben, sondern auch Gegensätze. Das Christentum hat den Großteil des antiken Kulturerbes als heidnisch bekämpft, so wie die Aufklärung nicht als Folge des Christentums, sondern im Kampf dagegen eingeleitet wurde. Es ist nicht zu vergessen, dass diese

Stichworte bloß ein plakatives Geschichtsmodell darstellen – mehr Wunschdenken als kontinuierliche Wirklichkeit. Denn der „Humanismus des Christentums“ (Rauscher) hat Kreuzzüge und Eroberungs-Völkermord ebenso mit sich gebracht, wie die aufgeklärte Moderne Kolonialismus, Sklaverei, Rassismus und den Holocaust.

Es ist gut, dass wir heute in demokratisch verfassten Rechtsstaaten leben, die auf Menschenrechten beruhen. Zu diesem Bewusstsein gehört aber unbedingt auch ein Gedächtnis: dass nämlich jedes dieser Rechte in historischen Kämpfen formuliert und *teilweise* in eine rechtliche und ethische Wirklichkeit umgesetzt worden ist. Ein erreichter Standard darf nicht dazu dienen, sich bequem zurückzulehnen und in der Pose des Zivilisationschützers über die Rückständigen zu dozieren. Wenn wir von der Unteilbarkeit der Menschenrechte reden, meinen wir damit auch ihre Unabgeschlossenheit: Die Einforderung der mittlerweile „dritten Generation“ von Menschenrechten, welche Solidaritäts- und Frauenrechte umfasst, ist ein Beleg dafür. In allen Nationalstaaten (sie bilden heute noch die Basis der Menschenrechte) wird für die Etablierung der Menschenrechte gekämpft, auch im Orient – und dies unter unvergleichbar schwierigeren Bedingungen, als es sich in der kuscheligen Redaktionsstube vorstellen lässt. Denn überall gibt es Defizite in der Einhaltung der Menschenrechte. Der Österreicher Rauscher bräuchte sich nur zwei jüngst verabschiedete Gesetze bezüglich Minderheiten anzusehen: das Asylgesetz und das Behindertengleichbehandlungsgesetz. Er aber schielt beständig auf das Licht der Gefahr aus dem Orient.

Solange der Osten im Licht westlicher Projektionen steht und für Verfechter der liberalen Marktwirtschaft als Gegenbild eigener Aufgeblasenheit und als Objekt der ausbeuterischen Begierde dient, wird der Osten bluten, und mit ihm der Westen. All das im Namen der „westlichen Werte“?

Nicht vergessen: Wenn wir uns zu sehr in Richtung Westen bewegen, landen wir wieder im Osten.

Hakan Gürses

impresum

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*). **Medieninhaber und Verleger:** Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Klostersgasse 6, A-6020 Innsbruck; **Herausgeber:** Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-12, E-mail: office@initiative.minderheiten.at; **Redaktion:** Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel: 01/586 12 49-18, Fax: 586 82 17, E-mail: stimme@initiative.minderheiten.at; **Chefredakteur:** Hakan Gürses; **Redaktionelle Mitarbeit:** Hikmet Kayahan (hk), Gerald K. Nitsche (gkn), Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Michael Örtl, Cornelia Kogoj, Beate Eder-Jordan, Gerd Valchars, Anita Konrad, Petra Pfisterer. **Ständige AutorInnen:** Erwin Riess, Kahlauer, mh, ede, M. Fürst. **Fotoredaktion:** Mehmet Emir. **Zeichnungen:** Andreas Ohrenschaal, Hakan Gürses. **Grafische Gestaltung:** schultz+schultz-Mediengestaltung. **Herstellung (Repro & Druck):** Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Tavriser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566. Verlags- und Erscheinungsort: Innsbruck; Verlagspostamt: 6020 Innsbruck. Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. **Aboverwaltung:** Vida Bakondy (Redaktionsadresse) E-mail: abo@initiative.minderheiten.at; Jahresabo (4 Hefte): € 20,- / für Vereinsmitglieder kostenlos.

	Impresum	2
Zwischen Erziehung, Aufschrei und Wehmut. Anmerkungen zur kärntnerslowenischen Literatur	Katja Gasser	4
	Minderheiten – Literatur?	Anita Konrad 8
Mittlere Güte oder Die Literatur von Minderheiten im Spannungsfeld ...	Erwin Riess	10
Muttersprache Lesbisch. Gedichte/Pesmi	Helga Pankratz / Suzana Tratnik	12
Oszillograph der Identitäten. Über N.C. Kaser	David Unterholzner	16
Sprachsprünge. Interview mit Christa Stippinger	Anita Konrad	18
	Der Brief Meliha Hilmi	19
	Brief aus Istanbul	Gerald Kurdoğlu Nitsche 20
	In memoriam	Zarik Avakian 21
Nachlese: Weg(-)weisende Schutzzonen?	Gerd Valchars	22
Fünfzig Jahre Escribano in Österreich	Petra Pfisterer	24
Vaters schöne Wiener Welt in London	Eva Zernatto	25
	Balkan in Wien	Petra Pfisterer 26
	Tipps	27
	Kahlauers Tagebuch	31

Thema: Minderheitenliteratur?

Die Bezüge zwischen Literatur und Minderheiten sind vielschichtig, und das gilt nicht nur für so genannte ethnische oder Sprachminderheiten, sondern auch für alle weiteren Gesellschaftsgruppen, die Diskriminierung erfahren.

Den sichtbarsten Aspekt dieser Beziehung stellt wohl die „kulturelle Identität“ dar. In diesem Zusammenhang spielt Literatur eine zentrale Rolle als Bestandteil der Politik der Anerkennung oder der Identitätspolitik: Die Artikulation der Gruppe als Sprachminderheit, der Verweis auf den literalen Charakter der Minderheitensprache (als „Kultursprache“) oder die identitätsstiftende Funktion der „eigenen“ Literatur bilden die eine Seite der Medaille.

Es gibt aber auch eine andere, identitätskritische Seite: Die Literatur ist eines der besten Mittel, die Konstruiertheit der Identitäten – ohne theoretische Verallgemeinerungen – zu thematisieren. Das kreative Spiel mit der Sprache, der Einsatz der literarischen Fiktion gegen Fremdzuschreibungen, das Wahrnehmen einer aktiven kulturschaffenden Rolle als LiteratIn aus einer diskriminierten Gruppe etc. können zu einer „Politik der Uneindeutigkeit“ und somit zur Kritik der Identitäten beitragen.

In diesem Spannungsfeld zwischen Identitätsbildung und (Gesellschafts-)Kritik thematisieren wir die „Literatur(en) der

Minderheiten“ als Schwerpunkt dieses STIMME-Hefts.

Es ist schon elf Jahre her, dass wir eine Ausgabe mit diesem Themenschwerpunkt gestaltet hatten: „Mit eigener Feder. Literatur der Minderheiten“ (Nr. 11/1994). Seit dem Erscheinen dieses – inzwischen vergriffenen – STIMME-Hefts hat sich sowohl in der literarischen Produktion als auch in dem Diskurs über dieses Schaffen viel geändert. Heute verkauft sich „Minderheitenliteratur“ unvergleichlich besser als damals. Sie ist zu einer „Sparte“ des Mainstreams geworden.

Gibt es wirklich eine „Minderheitenliteratur“, oder ist dies ein Konstrukt der Verlage zwecks besserer Vermarktung? Kann eine solche Nische im Literaturbetrieb den Minderheitenangehörigen und ihrer jeweiligen Gruppe zur besseren Artikulation verhelfen, oder erweist sich „Minderheitenliteratur“ als enges Korsett für SchriftstellerInnen mit „minoritärem Hintergrund“?

Diesen Fragen gehen die AutorInnen der Thema-Beiträge nach. Im Rahmen des Heft-Schwerpunkts präsentieren wir auch zwei Beispiele aus dem literarischen Schaffen von Minderheitenangehörigen sowie ein Interview über ein langjähriges Schreibwerkstatt-Projekt in Wien.

Der besondere Dank der STIMME-Redaktion gilt Anita Konrad für ihre wertvolle Mitarbeit bei der Konzeption dieses Heftes.

STIMME online lesen:

Eine Auswahl von STIMME-Texten (Stimm-lage, Thema-Beiträge und „Radio Stimme“-Nachlese) aus der jeweils aktuellen Ausgabe sowie aus älteren Heften können Sie auch online lesen unter:

www.initiative.minderheiten.at





Die Selbstermächtigungsdimension von Literatur wird im Minderheitenkontext funktionalisiert, was schließlich ein utilitaristisches Literaturverständnis hervorbringt – wodurch Literatur auf ihre sozial-nationale Funktion reduziert wird und schließlich zur „Anschauungs-sache“ verkommt.

Katja Gasser
ist Literaturwissenschaftlerin und
Kulturjournalistin.

Der vorliegende Text ist die geringfügig redigierte Fassung eines Vortrags, den die Autorin am 29. Oktober 2004 im Rahmen des von der Initiative Minderheiten veranstalteten Symposions „subtitle“ hielt.

Zwischen Erziehung, Aufschrei und Wehmut

Anmerkungen zur kärntnerslowenischen Literatur

Katja Gasser

Cvetka Lipuš, eine kärntnerslowenische Lyrikerin, die heute in den USA lebt, sagte kürzlich in einem Interview in der Wochenzeitung der Kärntner SlowenInnen *Novice*, Literatur entstehe aus einem tiefen, inneren Bedürfnis, aus dem Gefühl einer unbedingten Notwendigkeit heraus. Wenn es dieses Bedürfnis, dieses Gefühl nicht gibt, dann schreibt man eben nicht. Und es wird in Kärnten, unter den jungen Kärntner SlowenInnen, kaum geschrieben. Maja Haderlap, Janko Ferk, Jani Oswald, Cvetka Lipuš und Fabjan Hafner – allesamt rund um die 40, allesamt LyrikerInnen und bis auf Cvetka Lipuš, alle „zweisprachige SchriftstellerInnen“, also in beiden Landessprachen schreibend – folgten keine wirklich nennenswerten und innovativen jüngeren Schriftstellergeneration nach. Man hat sich auf den Film verlegt, auf andere Möglichkeiten des Ausdrucks.

Warum ist dem so? Möglicher Antworten gibt es viele. Fest steht indessen: „Jeder Tod einer Literatur ist das Ende einer besonderen Möglichkeit, Sehen und Träumen, Erfahrung und Erwartung, Wissen und Fühlen einzelner und kultureller Gruppen in ihrem Verhältnis zur Natur und zueinander auf einen

erkennbaren und bestreitbaren Ausdruck zu bringen.“¹

Und, so Hans Magnus Enzensberger in seinem nach wie vor gültigen Essay *Poesie und Politik* aus dem Jahr 1962: „Poesie tradiert Zukunft. (...) Das gilt für jede Poesie. Sie ist Antizipation, und sei's im Modus des Zweifels, der Absage, der Verneinung.“² Übertragen auf unseren Kontext bedeutet das: Mit dem Nicht-Vorhandensein von Literatur – von Poesie – bricht ein uneinholbares Stück slowenischer Zukunft in Kärnten weg.

Was bedeutet es, heute in einem Minderheitenkontext wie etwa dem kärntnerslowenischen zu schreiben? Was bedeutet heute Schreiben überhaupt?

Literatur entsteht nicht im luftleeren Raum, sie verhält sich, ob sie will oder nicht, zu dem Kontext, in dem sie entsteht. Und das gilt auch für die Literatur von Minderheitenangehörigen. Ludwig Hartinger, wohl einer der verdienstvollsten und umsichtigsten Mittler zwischen slowenischer und deutschsprachiger Literatur, hat kürzlich im Rahmen einer literarischen Veranstaltung in Wien, die er moderierte, gesagt, Literatur sei nie wirklich gut, wenn sie zu nah an der Zeit geschrieben

sei. Literarische Zeitschriften hingegen seien nur dann gut, wenn sie sich nahe an der Zeit entwickelten und entstünden.

Ich gebe Ludwig Hartinger darin Recht und möchte zugleich noch einen Gedankenschritt weitergehen: Poesie, Literatur zerbricht in der Regel in dem Moment, in dem sie sich zum Instrument, zur „Magd der Politik“ (Enzensberger) macht – und das gilt für jedwede Politik. Affirmation tritt auf diese Weise an die Stelle von Kritik, Literatur verkommt zur Propaganda. Der politische Auftrag der Poesie sei es, schreibt Enzensberger in dem angeführten Essay an anderer Stelle – und ich folge ihm hierin –, sich *jedem politischen Auftrag zu entziehen*.

Der Boden unter den Füßen

Literatur von Minderheitenangehörigen fällt für gewöhnlich durch alle Literaturgeschichtsschreibungen – zumindest war das sehr lange der Fall –, weil sie nirgends wirklich dazu gehört, es Menschen bedarf, die zwischen den Kulturen/Sprachen wendig sich bewegen und vermitteln können, und von eben diesen gibt es nicht allzu viele. Und wenn diese Literaturen in literaturgeschichtliche Zusammenhänge aufgenommen werden, wird ihnen darin zumeist eine Randposition zugewiesen: Die Sonderstellung als „Minderheitenliteratur“ macht es unmöglich, über die regionale Bedingtheit dieser Literatur hinaus literaturwissenschaftlich und literaturgeschichtlich verbindlichere Aussagen über diese literarischen Produktionen zu treffen.

Vereinnahmt und ausgegrenzt heißt denn auch die kritische Auseinandersetzung mit der slowenischen Literatur in Kärnten von Andrej Leben aus dem Jahr 1994 (erschienen im kärntnerslowenischen Verlag Drava), Universitätsassistent an der Wiener Slowenistik: Ein sehr gutes Überblickswerk für alle, die an slowenischer Literatur aus Kärnten Interesse haben.

Literatur von Minderheitenangehörigen wird in der Regel in einer Sprache verfasst, die vom Verschwinden bedroht ist. „Der Boden unter den Füßen ist die Sprache“, heißt es einmal bei Maja Haderlap, einer der wohl interessantesten kärntnerslowenischen Lyrikerinnen, die als Chefdramaturgin am Stadttheater Klagenfurt/Celovec arbeitet. Dass die Sprache der Boden unter den Füßen ist – das gilt weit über die Literatur im engeren Sinne hinaus. Sprache ist *das* identitätsstiftende Moment. Was, wenn aber eben dieses im Verschwinden begriffen ist, was in Kärnten bekanntlich seit Jahrzehnten der Fall ist? Und das nicht etwa, weil Sprachen

einfach eines „natürlichen“ Todes sterben, sondern weil dieses „Sprachensterben“ ein von politischer Seite gelenktes ist.

Die Sprache zu verlieren bedeutet, um in dem Bild Maja Haderlaps zu bleiben, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Und das hat schwer wiegende Folgen: Die Frage nach Identität und Zugehörigkeit wird auf diese Weise letztlich zu einer Tätigkeit der Erinnerung. Man bezieht sich auf etwas, das es nicht mehr gibt – bzw. im Vergleich zu vor etwa hundert Jahren nur mehr in Spurenelementen –, verliert selbst zunehmend den Bezug dazu, vor allem, wenn man nicht im „Volksgruppegebiet“ lebt wie in meinem Fall.

Identität basiert vor diesem Hintergrund hauptsächlich auf der Erfahrung von Verlust und Mangel, und das Resultat ist eine beständig sich selbst verlustig gehende „Identität“, die keinerlei Stabilität, keinerlei Rückhalt mehr verbürgen kann: Identität wird in diesem Fall zur Verneinung ihrer selbst. Die Gegenwart wird von vielen, die sich selbst als Kärntner Slowenen/Slowenin bezeichnen – diese Behauptung stelle ich jetzt einfach basierend auf meiner eigenen Erfahrung auf –, als eine durchwegs gebrochene, ja schizophrene empfunden: gebrochen insofern, als das Verhältnis zwischen den zwei Sprachen und somit Kulturen, mit denen man aufgewachsen ist, kein gleichberechtigtes ist und es nie war. Das heißt, bezogen auf meinen Fall: Zwar gebe ich Slowenisch als meine Muttersprache an – das entspricht auch der Wahrheit, Deutsch gelernt habe ich erst in der Volksschule –, kann aber heute de facto besser Deutsch, das, richtet man sich nach der Chronologie meines sprachlichen Werdens, meine zweite Sprache war und ist.

Dabei gehöre ich sogar zu jenen, die das 1957 gegründete Slowenische Gymnasium besucht haben, das die soziale Struktur der slowenischen Volksgruppe grundlegend gewandelt hat – so trägt eine vergleichende Strukturanalyse der slowenischen Minderheit von Albert Reiterer den Titel *Doktor und Bauer*³. Nach der Matura habe ich in Wien im Zweitfach schließlich noch slowenische Sprache und Literatur studiert. All das hat aber nicht ausgereicht: Die deutsche Sprache hat immer und überall dominiert und hat sehr bald die slowenische „übertrumpft“.

Verschiebung hin zur Zweisprachigkeit

Das alles hat an und für sich nicht wirklich etwas mit Literatur zu tun. Aber Literatur, wie ich anfangs sagte, ist kontextgebunden: literarisches Schreiben und gesellschaftliche

Wirklichkeit stehen in einem dynamischen Wechselspiel, beeinflussen sich gegenseitig. „Ich vertrete die Auffassung“, schreibt der verstorbene arabisch-amerikanische Literaturwissenschaftler Edward Said – und ich vertrete die Auffassung mit ihm –, dass Texte ein Stück Welt und bis zu einem gewissen Grad Ereignisse sind und dass sie, selbst wenn sie das zu leugnen scheinen, dennoch ein Teil der gesellschaftlichen Welt, des menschlichen Lebens und natürlich der historischen Momente sind, in denen sie sich befinden und aus denen heraus sie interpretiert werden.“⁴

Wie steht es also mit einem Schreiben in einer Sprache, die zunehmend weniger Menschen (gut) beherrschen? Wie steht es mit einem Schreiben in und letztlich auch für bzw. wider einen Kontext, der zunehmend in Auflösung begriffen ist? Die offenen Konflikte von „damals“, an die wir uns in Zusammenhang mit Kärnten wohl alle erinnern können – Stichwort „Ortstafelsturm“ –, sind zu latenten, mehr oder minder im Untergrund schwelenden geworden. Sie sind nicht verschwunden. Sie haben bloß ihr Aussehen verändert. Während die Mechanismen der Eindeutschung immer subtiler, differenzierter, ausgeklügelter und raffinierter geworden sind, sagte Florjan Lipuš am 7. Februar 2004 in seiner schonungslosen, deshalb umso gültigeren Rede anlässlich der Verleihung des Prešeren-Preises, betreiben wir (die Kärntner SlowenInnen) die Entnationalisierung unverblümt, schamlos, lärmend und laut, im ganzen Land und über die Grenzen hinaus sichtbar.

Entspricht es noch der Wirklichkeit, was Florjan Lipuš 1976 in seinem *Lebenslauf* (*Škorenj/Der Stiefel*, Ljubljana 1976) schrieb, nämlich, dass in der Regel die Kärntner SlowenInnen vor die Wahl gestellt werden, sich für das Slowenische zu entscheiden und somit für einen stilleren oder offeneren Terror, oder für das Deutsche und somit für Ruhe, Frieden, Ansehen, gesicherte Karriere? Dieses hier entworfene Schwarz-Weiß-Bild, diese Dichotomie, ist eine historisch „gewachsene“ oder besser: „gemachte“, die sich tief eingegraben hat in die berühmte „Kärntner Seele“.

Die Frage, wider oder für das Deutsche und damit wider oder für das Slowenische, stellt sich heute für eine/n junge/n Kärntner Slowenen/in in der Form nicht mehr. Schon eine ganze Weile nicht mehr. Es hat eine Verschiebung hin zur Zwei- oder Mehrsprachigkeit stattgefunden. Die deutsche Sprache ist zur meist unbefragten Selbstverständlichkeit und Voraussetzung geworden. In einer primär slowenischen Umgebung

wächst heute nur selten jemand auf. Ohne die deutsche Sprache gibt es in diesem Land kein Fortkommen, das Slowenische hat sich – von außen betrachtet – in ein wenig selbstverständliches Beiwerk verwandelt, das, wenn man es kann, im besten Fall gutgeheißen wird. In Wien erntet man dafür immer wieder ein anerkennendes Schulterklopfen oder Augenzwinkern – Stichwort „Minderheitenbonus“ –, häufig gefolgt von der elendigen, vielfach durchaus wohlwollend gemeinten

Frage, wie nun das Verhältnis zwischen Windisch und Slowenisch einzuschätzen sei, eine Frage, mit der sich der Gesprächspartner nicht selten als Eingeweihter in die Thematik zu erkennen geben möchte.

Für die Literatur eröffnet diese durch die Zeiten und Unzeiten hindurch entstandene Zweisprachigkeit neue Wege. In der kärntnerslowenischen Literatur werden heute Möglichkeiten und Formen bikultureller Identität reflektiert, womit diese Literatur eine neue Qualität der Polyphonie gewinnt und als solche einen wichtigen Umbruch in der Entwicklung der kärntnerslowenischen Literatur anzeigt. Die Literaturwissenschaftlerin Neva Šlibar schreibt in diesem Zusammenhang, dass multilinguale AutorInnen eine „Stellvertreter-Funktion“ inne haben: „Sie nehmen exemplarisch die in der symbolischen Ordnung enthaltenen Spaltungen und Risse wahr, sie leben seit frühestem Alter in der Bewusstheit der Relativität und Kontingenz der Zeichensysteme.“⁵ Und das irritiert, verunsichert. Nicht zuletzt gerät der Begriff „Nationalliteratur“ dadurch ins Schwanken.

Der „Kampf“ zwischen den beiden Landessprachen Deutsch und Slowenisch ist also längst entschieden. Er hätte, hätte die Politik nur ein bisschen gewollt, anders ausgehen können, nämlich im Sinne einer Gleichberechtigung und eines Gleichgewichts. Der Beitritt Sloweniens zur EU hat die Einstellung zum und das Ansehen des Slowenischen in Kärnten doch etwas verändert: Neuerdings braucht man diese „Sprache zweiter Klasse“, die ja ihr Dasein überwiegend nur mehr im „Privatbereich“ fristet, für diverse ausgeschriebene Stellen, was nicht wenigen deutschsprachigen Zeitgenossen in Kärnten durchaus ein Dorn im Auge ist. Wer heute in Kärnten Slowenisch lernt, wer heute seine Kinder zum zweisprachigen Unterricht anmeldet – und das sind erfreulicherweise nicht wenige –, ist nicht automatisch Kärntner Slowene, fühlt sich der schrumpfenden slowenischen Volksgruppe also nicht gleich zugehörig. Das „Thema Slowenisch“ wurde zu einem gewissen Grad entpolitisiert, und das ist gut so. Slowenisch ist in den Rang einer Fremdsprache „aufgestiegen“. Und Fremdsprachen-Lernen ist ja heute sehr en vogue, geradezu opportun. Das macht das Slowenisch-Lernen in Kärnten doch um einiges leichter.

Ich formuliere das bewusst ironisch und überspitzt, weil diese Entwicklung, die ich durchaus gutheiße und von der ich glaube, dass sie heute die einzig reale Chance für die slowenische Volksgruppe in Kärnten darstellt, zugleich wenig erquickliche Einsichten in

das verschoben-grauenvolle Kärntner Koordinatensystem zutage fördert.

Literatur und Selbstermächtigung

Die Frage nach dem gesellschaftlichen Bezug von Literatur, die Frage nach dem Engagement ist in Zusammenhang mit Minderheitenliteratur eine virulente – virulenter als in anderen Zusammenhängen. Viele der kärntnerslowenischen AutorInnen, darunter nicht zuletzt und völlig zu Unrecht Florjan Lipuš, wurden häufig – sowohl in Slowenien als auch in Österreich – auf ihr nationalpolitisches Engagement reduziert. Warum ist dem so?

Eine mögliche Antwort lautet: Weil Literatur im Minderheitenkontext wesentlich die Rolle von Selbstermächtigung spielt: Das unsichere und unterdrückte „Nationalbewusstsein“ scheint auf die Literatur, die Teil der menschlichen Kultur, also Teil eines unendlichen Gedächtnisspeichers ist, angewiesen zu sein. Die Selbstermächtigungsspieler Literatur, könnte man sagen, immer. Nur wird diese Möglichkeit, diese Dimension von Literatur in diesen spezifischen Kontexten ob der Enge und Überschaubarkeit dieser Kontexte sichtbarer und vielleicht eben deshalb instrumentalisierbarer. Der enge Raum „kleiner Literaturen“ bewirke, heißt es in *Kafka. Für eine kleine Literatur* von Gilles Deleuze und Félix Guattari, „dass sich jede individuelle Angelegenheit unmittelbar mit der Politik verknüpft“. Und: in „kleinen Literaturen“ gewinne alles einen *kollektiven Wert*: „Das Politische hat jede Aussage angesteckt.“⁶

Die Selbstermächtigungsdimension von Literatur wird im Minderheitenkontext funktionalisiert, was schließlich ein utilitaristisches Literaturverständnis hervorbringt. Danach *soil* Literatur in alle erdenklichen Richtungen, nur nicht in Richtung Autonomie bzw. Freiheit: Sie *soil* erbaulich sein, an die Tradition anknüpfen, diese weiterführen: Literatur *soil* bewahrende Funktion haben, verständlich sein, „volksnah“, „volksbildend“. Wodurch Literatur auf ihre sozial-nationale Funktion reduziert wird und schließlich zur „Anschauungssache“ verkommt.

Dieses Literaturverständnis verkennt grundsätzlich und vorsätzlich die Polyvalenz und Polyphonie von Literatur und somit ihr über sich selbst hinausweisendes subversives Potenzial. Ein wertkonservatives, rückwärtsgewandtes Literaturverständnis, das die kärntnerslowenische Literatur bis in die 60er Jahre wesentlich bestimmt hat – dass Literaturkritik in slowenischer Sprache in Kärnten so gut wie nicht existiert, zumindest

nicht ernstzunehmende Literaturkritik, ist wohl auch darauf zurückzuführen.

Ein Gegenbeispiel: *mladje*

Die Kärntner Kulturzeitschrift *mladje* (Jungholz), die 1960 u. a. von Florjan Lipuš und Gustav Januš ins Leben gerufen wurde, markiert hier eine wesentliche Veränderung in der Entwicklungsgeschichte der kärntnerslowenischen Literatur: Man suchte Anschluss an die „Weltliteratur“ insofern, als man über die eigenen Grenzen, den eigenen Provinzialisismus hinaus wollte. Man war ideologiekritisch in alle Richtungen, auch und wesentlich „nach innen“. Vor allem: Man berief sich auf die selbstreflexive, anarchische, ideologiekritische Funktion von Literatur, mithin auf ihre Autonomie und damit auf „das Zerschneiden aller endgültig scheinenden Weltbilder“, wie es Peter Handke 1967 in seinem berühmten Essay *Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms* formulierte. Es ging, so Helga Mračnikar, Lektorin beim kärntnerslowenischen Verlag Drava, die gemeinsam mit Peter Handke 1981 *Zmote dijaka Tjaža (1972) / Der Zögling Tjaž* von Florjan Lipuš ins Deutsche übertrug, „um die Belebung der nicht-utilitaristischen, ästhetisch anspruchsvollen Literatur“, und das heißt in erster Linie: um die Belebung einer Literatur, die sich nicht vereinnahmen lässt. Womit – und hierin folge ich Johann Strutz, Professor am Klagenfurter Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft – auch *progressive sprachkulturelle Identifikationsmöglichkeiten* für die Kärntner SlowenInnen entstanden.

Die Aufgabe des Schriftstellers sehe sie darin, schreibt die bereits erwähnte Lyrikerin Maja Haderlap⁷ 1985, ästhetisch und politisch begründete Grenzen beständig niederzureißen. Und darum war die Zeitschrift *mladje* bemüht, wenn sie sich auch Ende der 60er bis Anfang der 70er Jahre – bedingt durch die einschneidenden gesellschaftspolitischen Ereignisse in Kärnten⁸, die an keinem/r slowenischen AutorIn spurlos vorbei gingen – verstärkt wieder einer gesellschaftlich und politisch engagierten, oppositionellen Literatur zuwandte. Schließlich kam es, so Andrej Leben in seiner bereits angeführten Studie, zu einer Synthese dieser beiden Konzepte. *mladje* machte sich auch die Förderung des kärntnerslowenischen literarischen Nachwuchses zur Aufgabe. Heute geht dieser Aufgabe meines Wissens niemand ernsthaft im Sinne einer Kontinuität nach – sieht man von diversen sporadisch stattfindenden Schreibwerkstätten des aus Slowenien stammenden, seit 20 Jahren in

Kärnten lebenden Schriftstellers, Publizisten und Übersetzers Vinko Ošlak ab. Am Werdegang der Zeitschrift *mladje* lässt sich sehr gut ablesen, in welchem Spannungsfeld Literatur, die in diesem spezifischen, „kleinen“ Kontext geschrieben wird, entsteht und wie sehr eben diese Literatur selbst auch abhängig ist von diesem Spannungsfeld, der sie beschränkt, wenn sie nicht wachsam genug ist.

Fazit

Die kärntnerslowenische Literatur betreffend gibt es heute keinen Anlass zum Optimismus. Sie präsentiere sich als Spiegelbild der gesellschaftlichen Situation der Minderheit, schreibt Andreas Leben in dem Resümee seiner Untersuchung. Der Möglichkeit einer vollständigen „Revitalisierung“ dieser Literatur steht Leben skeptisch gegenüber und meint, dass die Volksgruppe dafür schon zu sehr an Substanz verloren habe. Die Möglichkeit zur Veränderung bzw. zur „Normalisierung“ des literarischen Lebens bei den Kärntner SlowenInnen auf breiter Basis sieht er unter folgenden Voraussetzungen als gegeben: „Wenn sich die Volksgruppe einerseits in einem geistig freieren Klima nicht mehr zurückgedrängt, diskriminiert und bedroht fühlt und sie andererseits von ihrem Hang zu Selbstbemitleidung und den selbstzerfleischenden Tendenzen Abschied nimmt.“

Wann auch immer ich in Kärnten bin, habe ich den Eindruck, dass beides so schnell nicht eintreten wird. „fragezeichen links / fragezeichen rechts / fragezeichen / und ich mitten unter ihnen“, lautet ein nicht nur die Situation in Kärnten auf den Punkt bringendes Gedicht von Franc Merkač. Und dass das „kärntner land“ zu schön ist „für die kärntner wirklichkeit“ – damit hat Franc Merkač leider bis heute Recht behalten: und das nicht zuletzt der „unerschisten“ – eine Wortkreation Franc Merkačs – auf der einen wie der anderen Seite wegen.

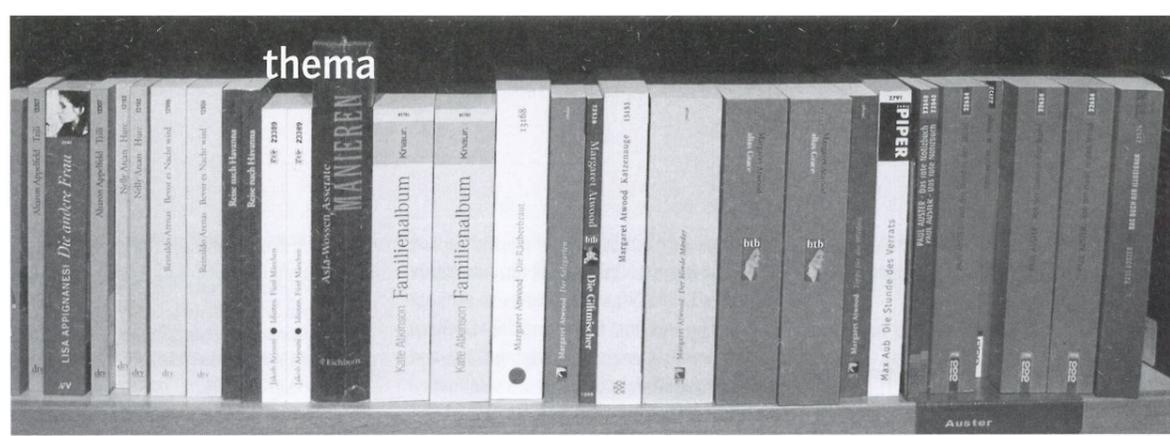
Anmerkungen:

- 1 Rainer Gröbel, Ralf Grüttemeier, Helmut Lethen: *Orientierung Literaturwissenschaft*. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg 2001: 18.
- 2 Hans Magnus Enzensberger: *Poesie und Politik*. In: ders.: *Einzelheiten II*. Suhrkamp: Frankfurt/Main 1984: 136.
- 3 Albert Reiterer: *Doktor und Bauer. Ethnische Struktur und sozialer Wandel*. Drava: Klagenfurt/Celovec 1986.
- 4 Edward W. Said: *Die Welt, der Text und der Kritiker*. S. Fischer: Frankfurt/Main 1997: 11.
- 5 Neva Šlibar: „Lies adagio!“ *Zur Lyrik und Prosa Janko Ferks*. In: Johann Strutz (Hg.): *Profile der neueren slowenischen Literatur in Kärnten*. Hermagoras: Klagenfurt/Celovec 1998: 172.
- 6 Gilles Deleuze/Félix Guattari: *Kafka. Für eine*

kleine Literatur. Suhrkamp: Frankfurt/Main 1976: 1.

- 7 Maja Haderlap unternahm im Jahr 1990 mit einer strikt anti-utilitaristischen Programmatik noch einen vergeblichen Rettungsversuch der Zeitschrift *mladje* – seit 1992 erscheint die Zeitschrift nicht mehr, im Sommer 2004 ist sie nun auch offiziell eingestellt worden.
- 8 1970: 50-Jahr-Feiern zum 10. Oktober-Feiern; 1972: Ortstafelsturm – offen zur Schau getragener Deutschnationalismus; 1976: Volkszählung besonderer Art, Verabschiedung des Volksgruppengesetzes.





Literatur von AutorInnen mit dem Hintergrund einer ethnischen oder sozialen Minderheit wird von einem dreieinigen Schatten verfolgt, der sich durch die Rezeption, Vermittlung – und somit auch durch die Entstehung dieser Texte zieht: Vereinnahmung, Exotismus und literaturfernes Wohlwollen.

Minderheiten – Literatur?

Anita Konrad

Literatur ist eine Kommunikationsform neben vielen anderen, und doch viel mehr. Sprachen und Literaturen sind zentrale – und somit umstrittene – Identitäten konstituierende, konstruierende und dekonstruierende Elemente in Gesellschaften, auf der Seite der Mehrheitsgesellschaft ebenso wie auf der Seite minoritärer Bevölkerungsgruppen. Über die individuelle Bedeutung hinaus sind Sprachen und Literaturen gruppen- und „nationen“stiftend, wie Katja Gasser in ihrem Beitrag eindrücklich nachzeichnet. Obwohl sich die Konzepte von Nation und nationaler Literatur inzwischen verändert haben, ist das Verhältnis zwischen Literatur und nationaler Identität nach wie vor problematisch. Die Selbstverständlichkeit, mit der österreichische Literatur als eine rein deutschsprachige wahrgenommen wird, verwundert nicht, geht sie doch konform mit der Weigerung, Bindestrich-Identitäten anzuerkennen.

Weitere Brisanz kommt hinzu, wenn es sich um vom Verschwinden bedrohte Sprachen und Erzähltraditionen – Literatur ist nicht immer auf Papier gedruckt – handelt. Bis vor wenigen Jahren nicht verschriftlichte Sprachen wie Romanes, Sinti, Jenisch, bestimmte slowenische, ungarische und kroatische Dialekte – sie alle wären wahrscheinlich schon ganz vergessen, hätten nicht zuletzt AutorInnen, Kunstschaffende und WissenschaftlerInnen sich ihrer besonnen; auch im Bewusstsein, dass es sich um Reminiszenzen handeln kann.

Betrachtet man allerdings die publizistische Situation, die Ebene der Literaturvermittlung, -kritik und -wissenschaft, fällt vor allem eines ins Auge: Literatur von AutorInnen mit dem Hintergrund einer ethnischen oder sozialen Minderheit wird von einem dreieinigen Schatten verfolgt, der sich durch die Rezeption, Vermittlung – und somit auch durch die Entstehung dieser Texte zieht: Vereinnahmung, Exotismus und literaturfernes Wohlwollen.

Anita Konrad

ist Literaturwissenschaftlerin und Mitarbeiterin im „ZeMiT – Zentrum für MigrantInnen in Tirol“. Ihre Diplomarbeit trägt den Titel: „Sind sie zu fremd, bist du zu deutsch. Überlegungen zu ‚MigrantInnenliteratur‘, Migration und Hybridität im deutschsprachigen Raum“ (Innsbruck 2003).

Exotismus und Wohlwollen

Vor einigen Wochen waren Dimitré Dinev und Magdalena Felixa zu Gast in der 3sat-Literatursendung „Literatur im Foyer“. Die Moderatorin konnte beide freudig nach ihrem Verhältnis zur deutschen Sprache befragen – „In welcher Sprache träumen Sie?“ –, nach Metaphern und Bildern, nach den Eigenschaften der rast-, beziehungs- und sprachlosen ProtagonistInnen; und dann kam aus dem Nebel der Naivität die Frage: Wo finden Sie denn ihre Themen? Dinev, offensichtlich irritiert, musste wieder einmal von vorne beginnen und selbst aussprechen, was die Moderatorin – aus welchen Gründen auch immer – nicht zu fragen wagte. Er war durch einen Stacheldraht nach Österreich herein gekrochen, er war selbst in Traiskirchen, er hat genug gesehen und gehört, und darüber schreibt er.

Ist selbst in Deutschland, wo der Diskurs über Minderheitenliteratur schon ein paar Jahre länger und schärfer geführt wird und wo alle marktführenden Verlage sitzen, in denen man als AutorIn ankommen sollte, will man damit seinen Lebensunterhalt bestreiten – ist also selbst dort nach den Kämpfen um literarische Anerkennung nicht mehr angekommen als das, dass man die Frage nach der Ästhetik ohnehin nicht beantworten kann und dass es sich nicht gehört, nach Biografie, Themen und kritischem Anspruch der AutorInnen zu fragen? An dieser Stelle muss ich ausholen und ein wenig jüngere Literaturgeschichte erzählen.

Literatur der Betroffenheit

„Betroffenheitsliteratur“ umfasst neben Texten von MigrantInnen Texte von Frauen, Homosexuellen, Behinderten – kurz: Literatur von ethnischen und sozialen Minderheiten. In Deutschland begannen in den 70er und frühen 80er Jahren nicht nur kleine Alternativerlage, sondern auch große Verlagshäuser wie z. B. Suhrkamp, mit eigenen Reihen

Verständigungs- und Erfahrungstexte zu veröffentlichen. Aus einem autobiografischen Impuls heraus verfasst, auf die Darstellung persönlicher Lebenssituation zielend, wurde in diesen Texten die individuelle Person als gruppenspezifische beschrieben und auch so rezipiert. Doch die Betroffenheit, die in der Bezeichnung für diese Texte angezeigt wird, hat in erster Linie mit jenen zu tun, die sie verlegen, kaufen und lesen. „Betroffenheit ist die Antwort auf die Erkenntnis desjenigen Teiles der eigenen Gesellschaft, der bisher totgeschwiegen, ignoriert, übersehen worden ist“, schreibt Immacolata Amodeo. „Die bundesdeutsche Öffentlichkeit reagiert mit Betroffenheit auf die Entdeckung, dass sie bestimmte (Rand-)gruppen (...) bisher, und zwar nicht nur in der Literatur, nicht hat zu Wort kommen lassen und dass sie damit ein unvollständiges und unrealistisches Bild von sich selbst abgeben und verinnerlicht hat.“¹

In der Literatur wurde damit ein Raum für eine moralische Verpflichtung geschaffen und auf das Bedürfnis, sie zu erfüllen, reagiert. Dieser auf friedfertige Kommunikation, Verständigung und Mitteilung ausgerichtete Ansatz erlaubt bestimmten Gruppen tatsächlich erst, ihre Biografie zu erzählen. Wie Amodeo jedoch betont: Mit dem Wohlwollen einer Gesellschaft, die sich den Luxus der Bereitschaft zum Hinsehen auf die eigenen Ränder erlaubt, springt in der Literaturwissenschaft wie in der Psychoanalyse der Biografiengenerator an. Und wie in der Psychoanalyse hängen die Erzählungen davon ab, aus welchem Kontext sie „genehmigt“ werden und dass sie gelesen werden. Aufgrund einer bestimmten Eigenschaft der AutorInnen werden sie legitimiert und rezipiert. Die literarische Öffentlichkeit bestimmt mit, was sie zu lesen bekommt. Damit sind die Texte gerade das nicht, womit sie beworben und gleichzeitig von einer kritischen, nicht assimilationistischen Betrachtung ausgeschlossen werden: authentisch.

Sosehr die Kategorie „Betroffenheit“ eine Möglichkeit für die Literaturvermittlung und -wissenschaft ist, „an der Selbstkritik der Nation mitzuwirken, moralisch auf die Gesellschaft einzuwirken und sich bestimmten (Rand-)gruppen zu nähern“², es stecken darin auch zahlreiche Gefahren. Hier wird Literatur „verwaltet“ und Ausgrenzung durch Anerkennung betrieben.

„Es ist vorbei mit dem kanakergebettel“

Es sind bei weitem nicht nur die „jungen Wilden“ wie Feridun Zaimoglu oder Vito

Avantario, die ganz bewusst alles andere als Verständigungs- oder Betroffenheitsliteratur schreiben.

Wo die Kategorie „Betroffenheit“ die Blickrichtung kaschiert, dass im Zentrum die Betroffenheit der LeserInnen steht, so sind auch Begriffe wie Minderheitenliteratur oder (Im-)MigrantInnenliteratur eher dazu angetan, die literarische Analyse einzuschränken.

Am Beispiel des Erzählbandes *Seltsame Materie* von Terézia Mora³ können die perspektivischen Verschiebungen national-literarischer Ansprüche verfolgt werden. Mora, die mit 19 Jahren von Ungarn nach Berlin übersiedelte, ist dort zu einer der höchst bewerteten jungen AutorInnen aufgestiegen. Neben eigenen Texten schreibt sie Drehbücher und arbeitet als Übersetzerin, zuletzt an Péter Eszterházy's *Harmonia Caelestis*. Ihr Erzählband wurde in Ungarn zur ungarndeutschen Minderheitenliteratur gerechnet, in Deutschland hingegen zur ImmigrantInnenliteratur. Die ungarischen Rezensionen betonen die sprachliche Qualität ihres Buches – obwohl die ungarische Übersetzung auch als mangelhaft kritisiert wurde – und preisen es als „Übergang zwischen Prosa und Lyrik“. Dem deutschen Publikum hingegen wird besonders der „authentische“ (voyeuristische) Blick in ein fiktives Dorf an der ungarisch-österreichischen Grenze, in ein vergangenes, archaisches Jahrhundert ans Herz gelegt.

Für beide findet Mora klare Worte. Sie sei nicht Teil der ungarischen Literatur, und der deutschen vielleicht auch nicht so richtig. Aber: Sie schreibt in der deutschen Sprache und betrachtet sich als Teil der deutschen Literatur, nicht aber der deutschen Nation.⁴ Das Etikett „MigrantInnenliteratur“ empfindet sie als „beschränkt und beleidigend, weil es eine Art ‚Ausgrenzung durch Anerkennung‘ darstellt: Guck, wie diese Nichtdeutschen fein schreiben können. Natürlich können sie das!“⁵

„Lass dich aber nicht irren ...“

... des Germanistenpöbels Geschrei“. Diesen Ratschlag erteilte 1881 Paul Heyse seinem Freund und Kollegen Gottfried Keller, heute noch kein Unbekannter, und es ist gut getan, ihn zu befolgen. LiteraturkritikerInnen und -wissenschaftlerInnen bekleckern sich wahrlich nicht mit Ruhm, wenn es um Texte von AutorInnen mit dem Hintergrund einer ethnischen oder sozialen Minderheit geht.

Dimitré Dinev stellte in besagtem 3sat-Interview jedoch auch die „soziale Kompetenz“ der österreichischen AutorenkollegInnen in Frage. Es komme kein Lohnzettel, kein Miet-

preis, keine Alltagsbeobachtung, geschweige denn ein Traiskirchen in ihren Texten vor. Literatur von Angehörigen marginalisierter Gruppen bringt weit mehr in die literarische Welt ein als schöne neue Metaphern und sprachliche Kreativitätsschübe. Sie stellt unbequeme Fragen immer wieder neu. Es ist eines, die künstlerische Autonomie gegen (politische) Instrumentalisierung zu verteidigen. Aber warum reibt sich die Frage nach der Ästhetik noch immer am scheinbaren Widerspruch zwischen Literatur und politischem, sozialem oder menschenrechtlichem Engagement? Haben literaturfernes Wohlwollen und beschwichtigende, bevormundende Schulmeisterei nicht denselben Ursprung?

„Träger von Zukunftsinformationen“, betitelt Jamal Tuschick das Nachwort zur Anthologie *Morgenland*. Warum Träger von Zukunftsinformation? Weil die AutorInnen in ihren persönlichen Verhältnissen gesellschaftliche Verhältnisse antizipieren, so Tuschicks Antwort, die politische Dimension mit ihrer Existenz verknüpfen, ihre Chancen in der Mehrheitsgesellschaft suchen und dort auf Veränderung und Emanzipation bestehen. Diese Aufforderung sollte man nicht nur mit Texten jüngerer AutorInnen wie Alma Hadzibeganović oder Dimitré Dinev annehmen. Man darf sich durchaus fragen, wo und wie dies Mongo Stojka, Romedius Mungenast, Erwin Riess, Maja Haderlap, Ilja Jovanović, Ana Schoretits und viele andere in ihrer literarischen Arbeit getan haben. Und vor allem geht es darum, zu lesen, sich nicht von Fragen wie jenen der Moderatorin von „Literatur im Foyer“ vom Text ablenken zu lassen. Andernfalls riskiert die/der LeserIn ein „Nicht genügend – Thema verfehlt“, denn: „So braucht man sich nicht mit ‚Merkwürdigkeiten‘ im Text beschäftigen, sie nicht zu ‚lösen‘, man kann sich einfach sagen: Aha, das ist was ‚Ausländisches‘, das bezieht sich gar nicht auf dich, weiter im Text.“⁶

Anmerkungen:

¹ Immacolata Amodeo (1996): *Die Heimat heißt Babylon. Zur Literatur ausländischer Autoren in der Bundesrepublik Deutschland*. Westdeutscher Verlag: Opladen: 23 ff.

² ebd.

³ Terézia Mora (1999): *Seltsame Materie*. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg.

⁴ Zitiert nach: Laura Träser-Vas (2004): *Terézia Moras Seltsame Materie: ImmigrantInnenliteratur oder Minderheitenliteratur?* In: Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 15/2004. <http://www.inst.at/trans>.

⁵ *Ausgrenzung durch Anerkennung. Ein Gespräch mit der Schriftstellerin Terézia Mora*. In: LiLi – Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, Nr. 5/2000.

⁶ ebd.

Groll schüttelte den Kopf. „Der Begriff ‚Literatur von Minderheiten‘ ist als solcher bereits abwertend. Dieser Mangel schlägt allerdings nur in kulturell entwickelten Inseln der Urbanität zu Buche; in Floridsdorf und den meisten Teilen Wiens, wo Literatur selten ist wie ein Tsunami im Weinviertel, wirkt er sich nicht aus.“

Mittlere Güte

oder Die Literatur von Minderheiten
im Spannungsfeld von Hühnerkebab und gemeiner Burenwurst

Erwin Riess

Der Dozent und Groll standen an der Kreuzung Brünnerstraße und Siemensstraße. Groll hatte den Dozenten, dessen Mutter sich seit Tagen weigerte, für ihren Sohn zu kochen, weil dieser bei Tisch eine vorlaute Äußerung gegen den Kanzler und dessen Sozialpolitik getan hatte, gastfreundlich in Floridsdorf aufgenommen. Um die angegriffene Gesundheit des Dozenten, der bereits erste Anzeichen von Hungeraphathie zeigte, zu stärken, hatte Groll ihn an der besten der wenigen guten und vielen mittleren Kebabbuden mit großzügiger Geste auf ein Sandwich eingeladen. Das Brot an diesem Stand wird zuerst auf einem Waffelröster gegrillt, dann erst werden das Fleisch und große Mengen frischen Marchfelder Zwiebels, ferner gehaltvolles Joghurt, präzise geschnittene Scheiben vom Freilandrispen-Paradeiser, feinste Blätter vom grünen Glashaussalat und allerlei schmackhafte Gewürze in die Brottasche gefüllt.

Der Dozent hatte das schmackhafte Schnellgericht mit Heißhunger hinuntergeschlungen. Daraufhin war er von einem Anfall von Ernährungsbewusstsein heimgesucht worden. Das Gericht sei zwar schmackhaft, aber fett gewesen, jammerte er, einer gesunden Lebensweise könne man diese gefüllte Weißbrottasche (er verwendete tatsächlich diesen Ausdruck) nicht zuordnen. Wenn seine Mutter davon erfahre, dass er sich derart an ihren geheiligten Grundsätzen der Fett- und Geschmackfreiheit vergangen habe, könne er sich auf eine Standpauke gefasst machen, die ihm ein schweres Trauma einbringen würde. Groll hatte ihn damit getröstet, dass halb Floridsdorf von diesem Stand lebe und dass bislang keine epidemiologisch negativen Befunde erhoben worden seien. Die durchschnittliche Lebenserwartung im Bezirk sei zwar um ein Drittel geringer als in den Innenstadtbezirken, aber dieser Befund

habe sich in den letzten sieben Jahren nicht geändert. Da aber die Kebabs erst seit wenigen Jahren in Floridsdorf heimisch seien, könne daraus geschlossen werden, dass sie keinen nachteiligen Einfluss auf die Volksgesundheit ausübten. „Im Gegenteil“, hatte Groll hinzugefügt, „ich für meinen Teil gehe davon aus, dass die Kebabbuden sich positiv auswirken, denn sie verdrängen die fetten Würste der Würstlstände, deren letzte sich in einem Brückenkopf um Schlingermarkt und Franz-Jonas-Platz eingegelt haben und nur mehr von einigen wenigen hartgesottenen Elitetrinkern und hochdekorierten Angehörigen der Schuller'schen Pferdeleberkäsebrigade gehalten werden.“

„Jede Wette, dass die Ritter von der Burenwurst schließlich obsiegen“, sagte der Dozent und befeuchtete die Lippen mit der Zunge.

„Wie viele Flaschen Rotwein mittlerer Güte verlangen Sie, wenn ich mir das nicht vorstellen muss?“ entgegnete Groll.

„Warum riskieren Sie nur Rotwein ‚mittler Güte‘?“

„Die Wendung verfolgt mich, seit ich vor kurzem von einem Literaturwissenschaftler in Ö1 gehört habe, dass die Literatur von Minderheiten selten über ‚mittlere Güte‘ hinausreicht.“

„Vielleicht handelt es sich nur um ein Missverständnis, und der Literaturwissenschaftler wollte damit nur andeuten, dass nicht jede Literatur von Minderheitenangehörigen automatisch gute Literatur sein muss.“ Der Dozent trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen.

Groll schüttelte den Kopf. „Der Begriff ‚Literatur von Minderheiten‘ ist als solcher bereits abwertend. Dieser Mangel schlägt allerdings nur in kulturell entwickelten Inseln der Urbanität zu Buche; in Floridsdorf und den meisten Teilen Wiens, wo Literatur selten ist wie ein Tsunami im Weinviertel, wirkt er sich nicht aus.“



„So gesehen ist Floridsdorf ein Hoffungsgebiet für die Literatur!“ Der Dozent schielte nach einer Pizza, die in der Auslage des Kebabstandes lag.

Wer bei Null beginnt, dem winken schnelle und schöne Erfolge, stimmte Groll zu. Und doch sei zu fragen, ob an der abschätzigen Haltung gegenüber der Literatur von Minderheiten nicht doch etwas dran sei, relativierte der Dozent. Es könne immerhin sein, dass der Minderheitenblick insgesamt die Weltsicht verkürze und damit das künstlerische Potenzial verarme. Wenn man unter „Weltsicht“ eine Melange aus abgestandenem Halbwissen, ranzigen Vorurteilen und faulenden Sentimentalitäten verstehe, sei dies vielleicht zutreffend, erwiderte Groll. Tatsächlich aber sei jede Art von Literatur Minderheitenliteratur, denn die kleinste aller Minderheiten, ein Schreibender oder eine Schreibende, wende sich in einem Text zumindest ideell an die größte aller vorstellbaren Mengen, die Menschheit.

„Es ist keine Frage des Stoffes allein, auch nicht der Form, auch nicht des kulturellen Hintergrunds; es ist allein die Frage, ob das literarische Werkstück auf der Höhe der Zeit

bearbeitet wird, ob es im ästhetischen Sinne brauchbar ist.“

„In der Kulturindustrie sind die meisten Hervorbringungen ‚mittlere Produktion‘, ob eine Mozart-Inszenierung von Jürgen Flimm, ein Dostojewsky-Verschnitt von Frank Castorf, ein Blödsong von Alf Poier oder ein Fernsehfilm mit Christiane Hörbiger“, meinte der Dozent.

„In der Tat“, sagte Groll. „Die ‚mittlere Produktion‘ ist nichts Schlechtes. Ohne sie geht es nicht. Woher sollen Spitzenleistungen erwachsen, wenn nicht auf einem breiten Fundament? Nehmen Sie nur diese Kebabs hier; indem sie sich von Aberdutzenden Kebabs mittlerer Produktion abheben, sind sie Weltklasse.“

„Eine klassische Tautologie“, warf der Dozent ein. „Sie gilt im Übrigen auch für die Marillenmarmelade meiner gestrengen Frau Mama“, fügte er leise hinzu.

„Weil dem so ist, wird sich auch die Literatur von Angehörigen diverser Minderheiten Gehör verschaffen.“

„Sie meinen, sie wird auf einen aufnahmefähigen Markt treffen!“

„In kapitalistischen Gesellschaften geht es nicht anders“, erwiderte Groll. „Es lohnt

nicht, darüber zu jammern. Man muss den Marktzugang erkämpfen.“

„Es sei denn, man schafft den Kapitalismus ab“, sagte der Dozent und ließ den Blick in die Ferne schweifen, weit über das öffentliche Pissoir in der Frauenstiftgasse hinaus.

„Charmante Idee“, sagte Groll. „Wer fängt damit an? Sie?“

Der Dozent lächelte verträumt. Ob Groll es mit seinem Kontostand vereinbaren könne, ihm noch ein Kebabsandwich zu finanzieren, fragte er dann. Im Streit mit seiner Mutter sei er von dieser seiner Geldbörse beraubt worden und irre seither mittellos und hungrig durch die Großstadt. Hin und wieder hätten Angehörige von slowakischen Bettlerbrigaden ihm ein Stück Prosciutto oder eine zerquetschte Mozartkugel zugesteckt, das sei alles, was er in den letzten zwei Tagen zu sich genommen habe.

Groll ließ sich nicht lumpen und lud den Dozenten nicht nur auf ein zweites Sandwich, sondern auch auf eine Flasche Mineralwasser ein, allerdings ohne Kohlensäure. Der Dozent versprach, sich mit einigen Gläsern Marillenmarmelade aus dem Vorratskeller seiner Mama zu revanchieren.

Erwin Riess

ist Schriftsteller, langjähriger Aktivist in der Behindertenbewegung, Vorstandsmitglied der Initiative Minderheiten und STIMME-Autor. Zuletzt erschienen: „Die Ferse des Achilles. Zur Bedeutung behinderter Menschen für die Gesellschaft“ (Wiener Vorlesungen / edition seiden-gasse 2004) und „Stücke 1994-2004“ (Literaturedition Niederösterreich 2004).

Die Autorin und lesbische Aktivistin Helga Pankratz und ihre „slowenische Schwester“ Suzana Tratnik verbinden nicht nur eine langjährige geistige Verwandtschaft und die literarische Zusammenarbeit (wie wir sie hier vorstellen) – sondern auch ihre gemeinsame „Muttersprache Lesbisch“ (Pankratz).

Muttersprache Lesbisch

Gedichte von Helga Pankratz / Ins Slowenische übertragen von Suzana Tratnik
Pesmi od Helga Pankratza / Prevedla Suzana Tratnik

HOW

... HOW – ... HOW – ... HOW
fragt fragmentiert,
weil sichtbeschnitten
die leuchtreglamme der
SEX SHOW
zu dem fenster hinauf,
an dem ich stehe.

ich schau mir
die männer an,
die da hineingehen und
herauskommen.

die meisten von ihnen
können sich tatsächlich
nicht vorstellen,
HOW;
WIE sie es nun wirklich machen,
die lesberln.

unsere liebe ist vogelfrei

in den gesetzeslücken
des paragrafendickichts
haben wir ihr
ein geheimes nest gebaut,
das ist so weich
wie unsere lippen im kuss.

niemand wird sie finden.
nur wir.

dreiländer-ecke

das traditions-reservat tirol
grenzt an das kirchen-protektorat
salzburg,
das an das nuklear-reservoir bayern
grenzt.

sie alle zusammen
grenzen an wahnsinn.

HOW

... HOW – ... HOW – ... HOW
se sprašuje fragmentarno,
medtem ko utripa
svetlobni napis
SEX SHOW
nad izložbo,
pred katero stojim.

opazujem te
moške,
ki vstopajo in
izstopajo.

večini med njimi
se ne nazadnje

še sanja ne,
HOW –
KAKO v resnici to počnejo,
te lezbe.

najina ljubezen je izobčena

v vrzelih zakonov
te džungle paragrafov
sva ji spletli
skrito gnezdo,
tako mehko
kot so najine ustnice v poljubu.

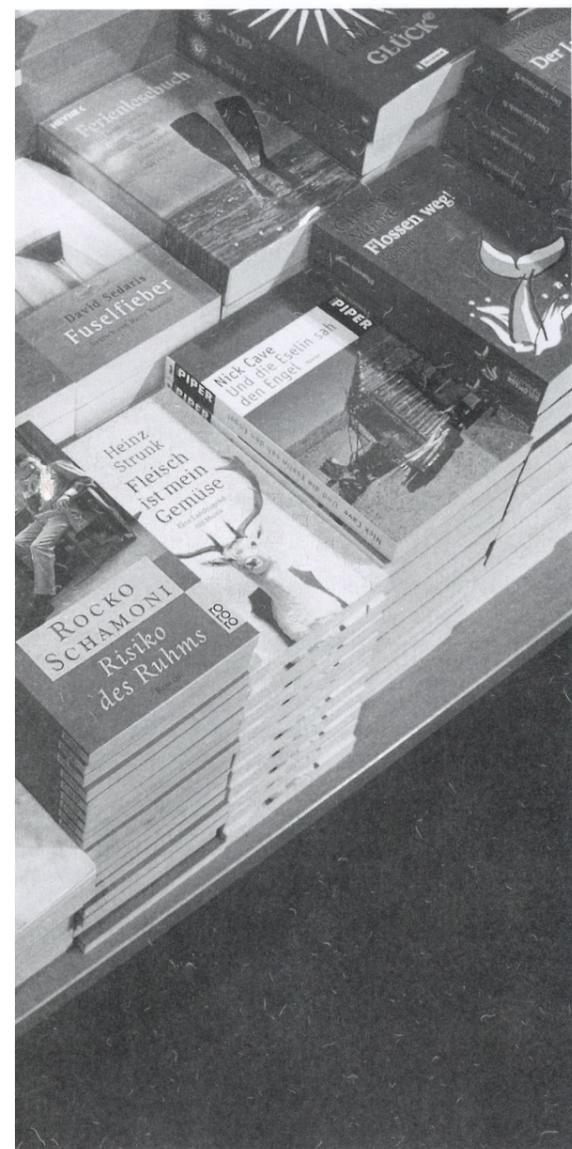
nihče ne bo našel najine ljubezni.
le midve.

tromeja

rezervat tradicije, tirolska,
meji na cerkveni protektorat
salzburg,
ki meji na jedrski rezervoar
bayern.

vsi skupaj
mejijo na blaznost.

(Diese drei Gedichte sind zuerst erschienen
in: „Die Palette Nr. 10, Literatur von
Lesben“. Bamberg 1989.)



Die hier veröffentlichten Gedichte sind
in slowenischer Übersetzung erschienen
in der Literaturzeitschrift „Primerska
srečanja“, Nr. 277/8/2004, Ljubljana.

aus meinem salzwasseraquarium

1

genüsslich
und behutsam
schiebt ein weibliches geschlechtsorgan
samt borstiger behaarung
sich zentimeter um zentimeter
in ein muschelgehäuse,
klappt kichernd
die deckel zusammen
und spielt
auster.

2

als schmetterling getarnt,
mit den kleinen schamlippen fächelnd,
kokettiert mein rosiger liebbling
die möse diana
mit einer sonst sehr schüchternen
seeanemone.

iz mojega morskega akvarija

1

uživaško
in lenobno
se poganja ženski spolni organ
skupaj s ščetinasto poraščenostjo
centimeter za centimetrom
v ohišje školjke,
hihitaje zapre
pokrovček
in zaigra
ostrigo.

2

kot v metulja preoblečena
pahlja z malimi sramnimi ustnicami
in se spogleduje, ta moja rožnata ljubica,
ta češplja diana,
s to tako plašno
morsko vetrnico.

3

clarissa,
die 13-jährige jungmöse
hielt sich bei ihrer ersten blutung
für einen tintenfisch.
sie hört seither
auf den spitznamen klecksi.

4

für die kleine marina
polstere ich meine handtasche
mit damenbinden aus.
sie hat entsetzlichen schluckauf,
seit ihr beim spielen
ein hosenknopf
zu tief in die kehle geraten ist.
ich muss sie deshalb
zur frauenärztin bringen.
morgen haben wir einen termin.

3

clarissa,
13-letna češpljica
pri svoji prvi krvavitvi
misli, da je sipa.
odtlej sliši
na vzdevek packa.

4

za malo marino
oblazinim svojo torbico
z damskimi vložki.
strašansko se ji kolca,
odkar se ji je pri igri
hlačni gumb
zaletel pregloboko v grlu.
zato jo moram peljati
h ginekologinji.
jutri sva naročeni.

5

die zutrauliche clitoris
gretchen,
deren liebstes vergnügen
das rasante rückenschwimmen ist,
leckt unter behaglichem schnurren
netten besucherinnen
mineralsalze
von den handflächen.

6

amanda, meine eigene,
höchstpersönliche möse,
kennt keinen lieberen tummelplatz
als das salzwasseraquarium.
sobald ich heimkomme,
zwingt sie sich eilig aus der unterwäsche
und köpfelt übermütig
hinein.

5

zaupljiv ščegetavček
po imenu marjetica,
njena najljubša zabava
je hitro hrbtno plavanje,
med prijetnim predenjem
lepih obiskovalk pušča
mineralne soli
na dlani.

6

amanda, moja lastna in
najosebnejša češplja,
ni ji ljubšega igrišča,
kot je morski akvarij.
brž ko pridem domov,
se naglo zbeza iz spodnjic
in objestno rine
naprej.

(Dieses Gedicht ist zuerst erschienen in der
Anthologie „beziehungweise. Lesbische
Liebesgeschichten“. Hg. von Chris Paul, St.
Augustin 1991.)

(Dieses Gedicht ist zuerst erschienen in der Anthologie „Liebe, Tod & Teufelin. Eine Lesbenanthologie“. Hg. von Claudia Pütz und Lisa Wilcke. München 1987.)

sommerliebchen

ausgefrante, ganz kurze nächte
sind nachlässig über dich gebreitet.
mit schamloser grazie
schimmert dein fleisch
von einer dämmerung in die andere.

es lebt ...

es lebt ein sexual
im finsternen kanal;
ist weder mann
noch richtig frau,
kriecht dann und wann
in nächten, lau
und voller fliederduft
aus seiner zufluchtsgruft
und geht zum tanzen ins „why not“.

(Dieses Gedicht, geschrieben in den frühen 80er Jahren, blieb bisher auf Deutsch unveröffentlicht.)

und wird es dort gemein verspott',
verkriecht das sexual
sich bis zum nächsten mal
gleich wieder im kanal.

(ohne titel)

von bauchigen spaziergängern,
asthmatischen dackeln,
hinterhältig braven kindern
und der grimmigen unsicherheit aller
ingerahmt,
fühle ich mich
in diesem wien

(Dieses Gedicht ist zuerst erschienen im ersten Gedichtband der Autorin: „ein moment leben. Gedichte“. Wiener Neustadt 1989.)

mit dir so sehr unpassend,
dass kein stäubchen verwunderung
aufkeimte,
wenn sie uns erkennen
und lynchen würden.

pippilotta

nachdem pippilotta vicutalia
volljährig und eine lesbe geworden war,
war ihre liebe eine spunkfalle.
ihre freundin
stand als begossene liese
traurig in der tür
und musste wieder gehen.
nachts nahm pippi
noch immer herrn nielsson mit ins bett,
dem sie bitterlich ihr leid klagte,
dass keine frau auf erden
stärker als papa
und besser als mama sei.

(Dieses Gedicht ist zuerst erschienen in der deutschen Zeitung „Liesebuch“.)

poletna ljubica

scefrane, čisto kratke noči
te brezskrbno prekrijejo.
brezsravno ljubko
se svetlika tvoje meso
pred svojim zatonom v drugi.

ono živi ...

ono živi v mračnem kanalu,
je seksualno;
ni ne moški
ne prava ženska,
ponoči kdaj pa kdaj
prileze ven, mehko
dehteče po španskem bezgu,
zapusti svoje zagrobno pribežališče
in gre plesat v roza disko.

in ker ga tam navadno zasmehujejo,
se seksualno,
vse do naslednjic,
takoј vnovič zarije v kanal.

(brez naslova)

med trebušastimi sprehajalci,
astmatičnimi jazbečarji,
potuhnjeno pridnimi otroki
in grozljivo negotovostjo vseh
uokvirjenih
na tem dunaju
se ob tebi

počutim tako zelo neprimerno,
da ne bi bilo niti najmanj
presenetljivo,
če bi naju spregledali
in linčali.

pikapolonica

potem ko je pikapolonica zmagoslava
postala polnoletna in lezbijka,
je bila njena ljubezen stranh.
in njena prijateljica
je žalostno obstala
med vrati kot polita kura.
spet je morala oditi.
ponoči v postelji je pika
še vedno objemala gospoda ficka
in mu grenko tožila,
da nobena ženska na tem svetu
ni močnejša od očka,
ne boljša od mamice.

Helga Pankratz

geb. 1959 in Wiener Neustadt; studierte in Wien Psychologie und ist langjährige Aktivistin der Lesben- und Schwulen-Bewegung. 2001-2004 war sie Obfrau der HOSI Wien. Sie nahm mehrmals als Turniertänzerin an Gay Games teil. Seit Langem Mitarbeiterin der Zeitschrift *Lambda Nachrichten*, sind ihre Kolumnen und Glossen auch in anderen Printmedien veröffentlicht worden. Im Jahr 2002 ist eine Sammlung davon im Milena Verlag unter dem Titel *Aus lesbischer Sicht* erschienen. Seit 1995 schreibt sie für die Frauenkabarett-Gruppe „Labellas“, deren Conférencière sie auch ist. Pankratz ist die bekannteste lesbische Autorin in Österreich; ihre Arbeit ist aber auch in Deutschland bestens bekannt. Sie veröffentlichte auch Lyrik und Prosa: *Ein Moment Leben. Gedichte* (merbod: Wiener Neustadt 1989), *long distance* (Gedichte, Wiener Frauenverlag 1995) und *Amore? Erzählungen* (Milena Verlag 1998). Sie schreibt auch Dramen. Sie hat mehrere Literaturpreise

und das Hans-Weigel-Stipendium erhalten. 2000 war sie die erste Preisträgerin des G.A.L.A. – Gay And Lesbian Award, gestiftet von der HOSI Linz, für besondere Verdienste für Lesben und Schwule in Österreich. Eine slowenische Übersetzung ihres Kurzgeschichten-Bandes *Amore?* erschien soeben beim Verlag ŠKUC-Lambda.

Helga Pankratz

se je rodila leta 1959 v Wiener Neustadtu v Avstriji. Na Dunaju je študirala psihologijo in se več let intenzivno ukvarjala z lezbičnim in gejevskim aktivizmom. 2001-2004 je bila voditeljica programa gejevskega in lezbičnega centra HOSI na Dunaju. Kot plesalka v lezbičnem paru se je pred leti udeležila tudi Gay Games. Že vrsto let je sodelavka avstrijskega lezbičnega in gejevskega časopisa *Lambda Nachrichten*. Svoje kolumne in komentarje je objavljala tudi v drugih časopisih in revijah, v letu 2002 pa so nekateri izšli pri dunajski založbi Milena Verlag pod naslovom *Aus lesbischer Sicht (Lezbični pogled)*. Od leta

1995 piše tudi za žensko kabaretno skupino „Labellas“ na Dunaju, v kateri tudi nastopa, pleše in poje. Pankratzova je gotovo najvidnejša in najglasnejša lezbična avtorica v Avstriji, njeno delo pa je poznano tudi v Nemčiji. Doslej je izdala več leposlovnih del: pesmi *Ein Moment Leben. Gedichte* (merbod: Wiener Neustadt, 1989), *long distance* (Wiener Frauenverlag: Dunaj, 1995) in kratke zgodbe *Amore? Erzählungen* (Milena Verlag: Dunaj, 1998), piše pa tudi dramska besedila. Dobila je že več literarnih nagrad in štipendijo Hansa Weigla, leta 2000 pa tudi prvo nagrado G.A.L.A. – Gay And Lesbian Award, ki ji jo je podelila skupina HOSI Linz za posebne dosežke na področju prizadevanja za pravno in družbeno enakost lezbijk in gejev v Avstriji. Slovenski prevod njenih kratkih zgodb z naslovom *Amore?* načrtujejo pri založbi ŠKUC-Lambda.

Zusammengestellt von Suzana Tratnik / Pripravila Suzana Tratnik



„Im Herbst gehen die beiden Schriftstellerinnen auf eine gemeinsame Lesereise in Österreich: Sie werden aus Tratniks gerade auf Deutsch erscheinendem Roman „Mein Name ist Damian“ (Milena Verlag 2005)

und aus Pankratz' gerade in Slowenisch erschienenem Erzählband „Amore?“ in beiden Sprachen lesen. Ein Termin steht jetzt schon fest:

20. Oktober 2005, 19 Uhr: Club der slowenischen StudentInnen in Wien, Mondscheingasse 11, 1070 Wien.

Suzana Tratnik

geb. 1963 in Murska Sobota, Slowenien, studierte Soziologie und Gender-Anthropologie. Sie lebt und arbeitet seit mehreren Jahren in Ljubljana als Schriftstellerin, Übersetzerin, Publizistin und lesbische Aktivistin. Sie veröffentlichte die Kurzgeschichten-Bände *Unterm Strich* (1998) und *Vor der eigenen Haustür* (2003) sowie den Roman *Mein Name ist Damian* (2001), den sie auch als Solo-Stück für das ŠKUC-Theater adaptierte (2002). Sie schrieb die Studie *Die lesbische Geschichte: Eine literarische Konstruktion von Sexualität* (2004). Tratniks literarische

Arbeiten sind ins Deutsche, Tschechische, Englische und Serbische übertragen worden. Ihre Kurzgeschichten wurden 2001 unter dem Titel *Unterm Strich* im Wiener Milena Verlag veröffentlicht. Sie übersetzte mehrere englische und amerikanische Bücher für verschiedene slowenische Verlage.

Suzana Tratnik

rojena 1963 v Murski Soboti, je sociologinja in magistrica antropologije spolov. Živi in dela v Ljubljani kot pisateljica, prevajalka, publicistka in dolgoletna aktivistka lezbičnega gibanja. Izdala je tri leposlovna dela, kratke

zgodbe *Pod ničlo* (1998) in *Na svojem dvorišču* (2003) ter roman *Ime mi je Damian* (2001), po katerem je za ŠKUC gledališče pripravila tudi istoimensko monodramo (2002). Objavila je esejistično delo *Lezbična zgodba: literarna konstrukcija seksualnosti* (2004). Njena dela so izšla v nemških, čeških, angleških in srbskih prevodih. Pri dunajski založbi Milena Verlag je leta 2001 izšla njena zbirka kratkih zgodb *Unterm Strich*. Doslej je za razne slovenske založbe prevedla več teoretičnih in leposlovnih del z angloameriškega področja.

<http://www.ljudmila.org/~tratniku/>

Über Verschluss-Mechanismen einer Minderheit: Das Leben des N.C. Kaser und wie Literatur (politische) Identitäten erzeugt.

Oszillograph der Identitäten

David Unterholzner

Eigentlich hatte es niemand erwartet. Die Wucht der Reaktionen war selbst den Vertrauten der Literatur-Szene in Südtirol ungeheuer. Zwei Wochen lang bliesen die Medien Sturm gegen das Referat eines 22-jährigen Schriftstellers, das dieser auf einer Studientagung der Südtiroler Hochschüler-schaft im Jahre 1969 gehalten hatte. Der Name dieses Autors war der Öffentlichkeit weitgehend unbekannt.

Die *Dolomiten*, die weit verbreitetste Zeitung in Südtirol, titelte: „Studenten oder Metzger?“¹, „Grandioses Schlachtfeld“. Der Referent selbst wurde als „jugendlicher Scharfmacher“, „Großmaul“ oder „Brunstschädel“ bezeichnet. Sogar die Organisatoren der Tagung wurden in Leserbriefen – und nicht nur – für die vermeintliche „Attacke auf die Südtiroler Literatur“ verantwortlich gemacht. Noch Wochen später sollte der junge Autor, nach etlichen Drohbriefen, gezögert haben, in der Nacht allein durch sein Dorf zu gehen.

Der junge Referent war Norbert Conrad Kaser, und das von ihm gehaltene Referat sollte zur Geburtsstunde der modernen Literatur in Südtirol werden. Es war ein gezielt provokanter Bruch mit dem bisherigem Literatur- und Kulturverständnis der deutschen Minderheit in Italien. Erstaunlich ist dieser Umstand umso mehr, da sich Kaser trotz der

provokanten Bilder, die er benützte („... den Tiroler Adler wie einen Gigger zu rupfen ...“, „... heiliges Schlachtfest ...“), ausschließlich auf die vorherrschende Literatur und ihre mediale Verbreitung bezog. Der ausgelöste Schock hatte durchaus seine politischen Implikationen, ließ sich jedoch innerhalb der damaligen kulturellen Rahmenbedingungen verstehen, die Lyrik und Prosa plötzlich zum Medium einer kleinen Staatsaffäre werden ließen. Die Vehemenz, mit der diese „heiligen Kühe“ gegen Kasers Polemik abgeschirmt werden sollten, beweist dies. Und überrascht zugleich.

Literatur als Oszillograph

Die Befindlichkeit des Landes schien exemplarisch vom Literaturbetrieb und seinen Akteuren reflektiert zu werden. Dass die „Causa Kaser“ eine solche Schockwirkung verursachte, hängt bis zu einem gewissen Punkt mit der Geschichte und der politischen Situation Südtirols zusammen.

Seit 1945 festigte sich in Südtirol eine Partei (SVP), der alle Interessenverbände, Zeitungen und Verlagshäuser nahe standen. Die inneren Unterschiede dieser Koalition „aller Deutschsprachigen“ wurden durch den „äußeren Feind“ eingegeben: die drohende Italisierung durch den Staat und den damit einhergehenden Verlust der eigenen Identität. Nach 20 Jahren der Erfahrungen im Faschismus wurde der innere Zusammenhalt erzwungen, um das politische Programm einer Autonomie gegenüber dem italienischen Staat durchzusetzen.

Diesen politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wurde eine konservativ-verklärende Ideologie unterlegt. Die deutsch-nationale Volkstumspolitik dominierte hier in jeder Hinsicht. Auch die Literatur sollte davon zeugen, wie „deutsch“ Südtirol im Grunde war.

Vor, in und auch nach dem Zweiten Weltkrieg erschöpfte sich die Südtiroler Literatur in Landschaftsbeschreibungen, dem Ideal des unberührten Bergvolks inmitten einer intakten Natur. Dieser inszenierte Urzustand der Berge, Seen und Täler war der Rahmen, um sich von allem Anderen, in erster Linie aber der italienischen Sprachgruppe, abzugrenzen.

War in anderen europäischen Ländern ein Widerhall auf den Geist der jeweiligen Epoche zu spüren, so beschränkte man sich

in Südtirol darauf, Schutzschilder gegen die Moderne zu errichten. Die Landschaft als Metapher, als Beispiel für einen Zustand, in dem die gottgegebene Arbeit auf den Feldern moralisch/ethische Fragen als unnützen Luxus erscheinen lässt. Die romantische Verklärung des Ursprungs des „Südtiroler Volkes“ gipfelte in einer ordnungs- und identitätsstiftenden Verortung, die klar machte, was man eben nicht sei: italienisch.

Dementsprechend waren die kargen Auseinandersetzungen mit Literatur in den großen Medien ausschließlich auf deutsche Literatur bezogen. Besonders nach dem Zweiten Weltkrieg hielt diese „völkische Literatur“ an. Während man sich in verschiedenen europäischen Ländern mit den Kahlschlägen des Krieges beschäftigte, wurde in Südtirol noch der deutsch-nationale Opfergeist zelebriert. Zwar wurden dem Überfall der „Bestie Krieg“ auf das wesentlich „unschuldige“ Südtirol und den nicht wieder heimgekehrten Söhnen ein literarisches Denkmal gesetzt, nicht jedoch darüber reflektiert, dass eine breite Mehrheit der Südtiroler dem national-völkischen Gedankengut zugeneigt war (auch wenn es eine breite Ablehnung gegenüber den italienischen Faschisten gab).

Man hielt sich für unschuldig. Das solchmaßen kolportierte Südtirol-Bild wurde einerseits nach Deutschland transportiert und dort gegen die harte D-Mark der Touristen gewechselt und diente andererseits als Abgrenzung gegen jegliches „Welsche“ (pejorativ für Italienisch), das als ständige Drohung in der Luft lag.

Das Heimatbild als Grenze

Die derlei verstandene unkritische Literatur wurde zum politisch-wirtschaftlichen Werkzeug, das nicht nur festlegte, „wer“ man ist und „wo“ man hingehörte, sondern mutierte zu einem Instrument der Ausgrenzung. Die Exklusivität des Minderheiten-Daseins erfuhr durch Kasers Referat eine radikale Erschütterung. In scharf formulierten Worten attestierte er dem Literaturbetrieb in Südtirol, eigentlich tot zu sein. Durch die ständige deutsch-nationale Betonung im Kulturverständnis der größten Medien könne keine lebendige Literatur entstehen.

Mit polemischem Unterton verwies er auf einen 1956 erschienenen italienischsprachigen Roman, der in Südtirol von einem Italiener geschrieben und deshalb von der Öffentlichkeit ignoriert wurde. Die kritisch-intellektuelle Schicht hätte unter diesen Umständen keinen Platz. Entweder man arrangierte sich mit den Verhältnissen, oder

man wanderte aus. Zu diesen Auswanderern gehörte auch Claus Gatterer, der in Wien als Journalist und Autor Karriere machte und den Kaser ausdrücklich positiv erwähnte. Der Kritik an der literarischen Nabelschau fügte er eine Art Aufbruchsmanifest hinzu, einen Appell an einen neuen Wertekanon im Literaturverständnis. Dem Verriss des bisher Dagewesenen stellte Kaser neben Gatterer eine Reihe von Autoren und Publikationen gegenüber, die sich den Vorgaben der Partei widersetzen und mit längst fälligen Dogmen aufräumen sollte. Zwar waren die von ihm angesprochenen Publikationen nur Randerscheinungen, jedoch galten sie ihm als Hoffnungsträger.

Weitere heilige Kühe sollten von den Jung-Literaten geschlachtet werden. Es sollte eine Literatur entstehen – so „gut, dass es niemand weiß“ (Kaser). Fernab aller Vorurteile gegenüber dem Neuen oder Ausländischen.

Abgesehen von den überspitzten Tönen erscheint Kasers Rede, aus heutiger Sicht, als eine legitime Forderung nach einer Neuorientierung, die sich zudem nur an eine begrenzte Zahl Literaturinteressierter wandte.

Identität als metaphysische Absperrung

Der Bruch, den Kaser somit einleitete, eröffnet beispielhaft den Zusammenhang zwischen den Literaturtraditionen einer Minderheit und der identitätsstiftenden Wirkung, die diese Literatur innerhalb der Minderheit haben kann. Im Zusammenspiel von Texten, Medien und gesellschaftlicher Wahrnehmung entsteht ein Wir-Gefühl, das zwar einerseits seine Berechtigung besitzt, in dem es Kultur, Tradition und Geschichte einer Minderheit bewahrt, jedoch andererseits die Gefahr birgt, Ausschlussmechanismen zu erzeugen und zu einem undurchdringlichen „Wir“ zu werden, das nur durch die Inszenierung der dauernden Selbstgefährdung überleben kann. Der Dialog mit „Anderen“ beschränkt sich primär auf Abwehrreflexe.

Das Abstecken der Identitäten – auch in der Literatur – gerät zur Konstruktion einer metaphysischen Absperrung zwischen jenen, die zu „Uns“ gehören, und den „Anderen“. Die Ausgrenzung und „Zwangvereinheitlichung“, die Südtirol unter der faschistischen Zeit erlebte, wiederholte sich in ähnlicher Weise in Südtirol erneut. Ebenso wie das geschriebene Wort, die deutsche Literatur, während der faschistischen Zeit Ausdruck einer Minderheit war, fand Kaser Worte für das Unbehagen in jener Minderheit, die mittlerweile Mehrheit geworden war und selbst nicht merkte, wie

sie Mehrheitsinstrumente dazu nützte, um gegen unliebsame Gegner vorzugehen.

Politisch konnte sich Südtirol durch seine Autonomie auch in einem italienischen Staat wieder eigenständig entwickeln, jedoch wurden kritische Töne innerhalb der deutschsprachigen Bevölkerung immer noch als Verrat wahrgenommen.

Kaser war insofern eine der Speerspitzen einer Generation, die sich nicht dem Diktat dieser „Mehrheit in der Minderheit“ beugen wollte. Er suchte den Kontakt zur italienischsprachigen Bevölkerung, schrieb Lyrik in Italienisch und war auch als Übersetzer tätig. Im Unterschied zum konservativen Weltbild vertrat er eine weltoffener Linie, war kurzzeitig auch Mitglied der Kommunistischen Partei und sympathisierte mit den Studentenbewegungen. Auch verwahrte er sich immer gegenüber einer Vereinnahmung durch die Volkspartei (SVP).

Die Ablehnung einer von oben diktierten Identität und sein mutiges Beharren auf den eigenen Standpunkten forderten ihren Tribut. Kaser selbst, der zu Lebzeiten nie die Anerkennung erfuhr, die seinem Werk angemessen wäre, litt vielfach unter diesem Boykott. Er erlebte keine einzige Veröffentlichung eines seiner Bücher.

Er verdiente sich sein Geld als Übersetzer, Kolumnenschreiber, Lehrer in einem kleinen Bergdorf und durch Gelegenheitsjobs. Unterstützt wurde er von Freunden, wie dem Maler und Grafiker Paul Flora und etlichen Schriftstellerkollegen. Im Alter von 31 Jahren, während er halbtags im Büro einer Fahrschule arbeitete, starb Kaser an den Folgen einer Leberzirrhose. Nach dem Tode Kasers beschloss eine Reihe von Persönlichkeiten, unter anderem auch der Gründer der Grünen und spätere Europa-Parlamentarier Alexander Langer, nach längeren Aufenthalten in Italien und im Ausland wieder nach Bozen zurückzukehren. Für viele war der Tod Kasers ein Aufbruchsignal, um gegen die herrschenden Zustände, die sie zum Verlassen des Landes getrieben hatten, wieder etwas zu unternehmen.

Erst ein Jahr nach Kasers Tod erschien seine gesammelte Lyrik im Haymon-Verlag. Nicht in Bozen, sondern in Innsbruck.

Anmerkung:

¹ Alle hier verwendeten Zitate von Kaser und aus den Medien stammen aus der empfehlenswerten Kaser-Biografie von Benedikt Sauer (1997).

Literatur:

Sauer, Benedikt (1997): *n.c. kaser*. Haymon-Verlag: Innsbruck

Kaser, Norbert Conrad (1988-1991): *Gesammelte Werke, Bd. 1-3*. Haymon-Verlag: Innsbruck

David Unterholzner studiert in Wien Philosophie.



1996 erschien die erste Anthologie „Jeder ist anderswo ein Fremder“ mit Texten aus der interkulturellen Schreibwerkstatt im Amerlinghaus. Seit 1997 gibt es den Literaturwettbewerb „schreiben zwischen den kulturen“, den österreichweit noch immer einzigen Preis zur Förderung der Literatur von MigrantInnen und Angehörigen ethnischer Minderheiten. Ein Interview mit Christa Stippinger, der Initiatorin des Projekts und Leiterin der edition exile.

Sprachsprünge

Anita Konrad

Was war für Sie der Anstoß zur Schreibwerkstatt und später zum Literaturwettbewerb?

Christa Stippinger: Ich arbeite seit 1980 im Amerlinghaus und habe lange Jahre die Literatur im Amerlinghaus und in den 80er Jahren bereits eine Schreibwerkstatt betreut, der u. a. AutorInnen wie Manfred Maurer, Christian Loidl und Waltraud Haas angehörten. Natürlich hatte ich Kontakt zu vielen in Wien lebenden AutorInnen, auch solchen mit MigrantInnenhintergrund, und kannte die Literaturszene sehr genau. Mir war klar, dass es in Wien und Österreich keine Plattform für diese AutorInnen gab. Das musste sich ändern. Die „interkulturelle Schreibwerkstatt“ im Amerlinghaus war ab 1995 für mehrere Jahre ein Ort, an dem AutorInnen, die nach Österreich zugewandert sind, eine Möglichkeit der aktiven Auseinandersetzung und Anregung fanden, wo sie ein Feedback auf ihre Arbeiten bekommen konnten. Dann kam die Erkenntnis, dass es dringend einen Verlag – die edition exile – und einen Literaturpreis zur Förderung dieser (und anderer) AutorInnen und ihrer Literatur geben musste, einen Literaturpreis zur Förderung der Literatur von Zugewanderten und Angehörigen ethnischer Minderheiten.

Haben sich die Texte in den nun acht Jahren, die seit dem ersten Wettbewerb vergangen sind, verändert?

Wenn Sie meinen, ob sich ein „Trend“ abzeichnet, dann muss ich das verneinen. Es gibt in jedem Jahrgang zumindest eine Autorin oder einen Autor, den/die man als „Entdeckung“ einstufen kann. Und natürlich sind ihre Texte immer wieder ganz unterschiedlich. Jede/r dieser AutorInnen geht anders an ihr/sein Thema heran.

Gibt es einen Text unter den vielen Einsendungen, der Ihnen besonders am Herzen liegt?

Es gibt einige Texte und AutorInnen, die ich für ganz außerordentlich halte: Alma Hadzibeganović z. B. und ihren Siegertext von 1997 „z00m: 24 Std. mix 1. of me oder Penthesilea in Sarajevo“ oder ihr „tatwort“, an dem sie gerade arbeitet. Oder „Emil“ von Denis Mikan, die Texte von Julya Rabinowich

und Sama Maani und natürlich die Erzählungen von Dimitré Dinev.

Einige AutorInnen haben inzwischen weitere bekannte Preise erhalten und den Sprung in die großen Verlagshäuser geschafft, wie Dimitré Dinev und Radek Knapp. Trotzdem werden ihre Texte oft noch unter dem Stichwort „Betroffenheit“ gehandelt. Wie beurteilen Sie das?

Das ist mir völlig unverständlich. Es ist natürlich ein Glücksfall und eine Sternstunde für einen kleinen Verlag, einen Autor wie Dimitré Dinev zu entdecken. Er hat ja im Jahr 2000 bei unserem Wettbewerb „schreiben zwischen den kulturen“ eingereicht, einen der Preise erhalten und in der Anthologie *fremdland*, die den Wettbewerb dokumentierte, seinen Text „Boschidar“ veröffentlicht. Danach haben wir 2001 in der edition exile *Die Inschrift* herausgebracht. Sein erstes Buch, das die Kritik schon aufhorchen ließ. Danach haben wir ihn zum Deuticke-Verlag vermittelt, denn ich sehe die Funktion der edition exile als EinsteigerInnen- oder StarterInnen-Verlag. Dinev schreibt eine unglaublich dynamische, intelligente, unsentimentale und witzige Literatur. Dass er aus eigenen Erfahrungen schöpfen kann, macht ja gerade die Kraft seiner Literatur aus. Aber er wird nie wehleidig oder platt. Er verdichtet seine eigene Geschichte und die vieler anderer und macht sie zu großer Literatur.

Welche Zukunftspläne, Zukunftswünsche haben Sie für den Literaturpreis und die edition exile?

Wir haben eine ganz lange Liste von Buchprojekten, die wir gern verwirklichen wollen. Darunter ein Bild-Text-Buch mit Ceija Stojka, die Veröffentlichung von Theaterstücken von Dimitré Dinev und anderer AutorInnen wie Warren Rosenzweig oder der amerikanischen Beatnik-Autorin Ruth Weiss in einer neuen Reihe: „theater.texte.exil“. Und weitere zehn oder mehr Jahre mit dem Literaturpreis „schreiben zwischen den kulturen“ interessante AutorInnen entdecken und fördern dürfen! Doch dazu braucht der Verlag einen kleinen Stab an bezahlten MitarbeiterInnen. Es ist alles nur eine Frage des Geldes ...



Die neue Anthologie zum Literaturpreis „schreiben zwischen den kulturen“ mit dem Titel „Sprachsprünge“ (eine Rezension dazu finden Sie im letzten STIMME-Heft) und noch vieles mehr unter: www.amerlinghaus.at/main/setvrexil.htm

Der Brief

Meliha Hilmi

Eines Tages wirst auch Du in diese Stadt kommen.

Müde und einsam. Ohne zu wissen, was Du willst. Wohin Du gehörs. Wie ein Frühlingswind wirst Du durch das Tor der Stadt eintreten, ohne jemanden zu stören. Niemand wird Dich bemerken. Möglicherweise um Mitternacht. Die Lichter werden Dich blenden, Du wirst die Gebäude nicht ausmachen können in dem Lichterwald. Die Stadt wird selbstsicher sein, mit der beruflichen Miene der Gewohnheit wird er Dich empfangen, arrogant, wird Dich nicht einmal richtig ansehen. Deine Einsamkeit wird wachsen: eine große Einsamkeit mitten in der Lichterstadt.

Du wirst ein Hotelzimmer beziehen, die Hotelzimmer sind überall auf der Welt die gleichen. Im selben Bett werden schon andere vor Dir geschlafen haben. Einzig die Bettwäsche ist gewechselt. So wirst Du die Wände bemalen mit Deiner Einsamkeit, in jeder Ecke des Zimmers wirst Du Deine Einsamkeit einnisten, ihr ein Volumen verleihen. (Sicher wird auch nach Dir jemand in dieses Zimmer einziehen, jemand, der dem arroganten Antlitz der Stadt entfliehen möchte. Die Bettwäsche wird auch dann nach billiger Wäscherei riechen. Die Einsamkeit, die schon längst die Gestalt des Zimmers angenommen hat, wird auch den Neuen schlucken und verdauen. Wie Dich jetzt.)

Wenn Du zum Fenster hinaussiehst, wirst Du ganz deutlich erkennen, dass die Stadt jederzeit ohne Dich sein kann, sie Dich jederzeit entbehren kann. Vielleicht das erste Mal so deutlich. Eine Stadt ganz ohne Dich.

Wie viele Tage werden auf diese Weise vergehen! Du wirst den kleinsten Radius des Alleinseins finden. Diese Stadt wird Dich lehren, kleiner als Du selbst zu sein. Dass es auch Schlimmeres gibt als den Tod, Fremdsein Einsamkeit heißt, der Zustand einer ist, der Dir entgleitet. Jeden Morgen wird sie Dir eine Ohrfeige verpassen. Wie viele Tage werden vergehen: Du wirst Deinen kleinsten Radius finden.

Dann einmal, wenn Dich jede Hoffnung verlassen haben wird, in einem Augenblick, da Du das Geräusch Deiner Lungen hören,

Deinen eigenen Atem fürchten wirst – in diesem Augenblick wird sich die Stadt mit einem Mal verändern. Du kannst beispielsweise jemanden kennen lernen, auch wenn dies die Einsamkeit nicht beendet, oder gerätselt in eine Gasse, die Dich dorthin zurückführt, woher Du einst gekommen bist, vielleicht siehst Du einen Balkon im Betonschongel: Nach Meer riecht plötzlich der Asphalt, nach Tee die Kneipen, Dein Gewand duftet nach Vergangenheit. Und die Stadt wird anders, der Rest folgt von selbst: Du lässt Dich am Zentrum der Einsamkeit nieder, fühlst Dich dort heimisch. Hier ein Tisch, da eine Pflanze, ein Bild an der Wand – etwas von Dir also, etwas Persönliches von Dir. All das legst und stellst Du beiläufig, im Vorbeigehen. Dann: die Jahre, die Dich beim Vergehen mitnehmen. In dem Augenblick, in dem Du die Zeit gehen hörst, siehst Du zunächst einmal in den Spiegel: keine nennenswerten Unterschiede, denkst Du, dieselbe Haut, dieselben Pupillen, derselbe Mundschnitt. Du glaubst, alles ist gleich geblieben – ein Irrtum! Du meinst, es ist vorübergehend; wenn ich diesen Tisch weglege, das Bild von der Wand herunter, die Pflanze der Nachbarin schenken, die man in der letzten Zeit liebgewonnen ... Dann, dann kann ich zurück, ich kann jederzeit wieder zurück.

Irrtum! Du kannst nicht zurück. Das Bild lässt sich nicht nehmen von der Wand, die Pflanze hat im Zimmerboden tiefe Wurzeln geschlagen, der Tisch ist schwerer geworden, kein Gegenstand rührt sich von der Stelle. Du schaust zurück auf Deine Einsamkeit, nur sie ist dieselbe geblieben; so viele Menschen um Dich, dennoch bist Du einsam. Die Stadt kennst Du nun wie Deine Westentasche, trotzdem ist sie für Dich so weit, so arrogant zu Dir, feindselig. Du denkst, Du kannst wieder zurück. Du kannst aber nicht. Deine Einsamkeit, die Dir einst von dieser Stadt auferlegt wurde, ist nun Deine Kette. Deine Einsamkeit, die Du nun begonnen hast, zu lieben. Die Du nicht mehr entbehren kannst.

Du nimmst es schließlich hin, so wie es ist. Du nimmst es hin, weil Du keine andere Wahl hast, keinen Ausweg. Du fragst Dich: Was waren dann all die Jahre? (Die Antwort spielt keine Rolle, es gibt keine Antwort



auf diese Frage. Nun gehörs Du dieser Stadt, Du bist ihr Besitz wie ihre Lichter, ihre Straßenbeleuchtung und Neonlampen, und wie ihre einsamen Hotelzimmer. Wie die Einsamkeit selbst. Du bist nun ein Teil des arroganten Antlitzes dieser Stadt. Eine Zelle ihrer unendlichen Einsamkeit, die unablässig wächst.)

Eines Tages dann, wenn Du eingesehen haben wirst, dass es keinen Ausweg mehr gibt, überhaupt keinen Ausweg aus dieser Stadt (es bedarf vieler Jahre für diese Einsicht), wirst Du an jemanden denken – jemand, dem du am nächsten standest, in Deinem vorherigen Leben, vor dieser Stadt; jemand, der ein Freund war, eine Verwandte, ein geliebter Mensch.

In dem Moment, da Du eingesehen haben wirst, dass Du keinen Ausweg mehr hast, wirst Du Schreibzeug holen, Papier und Füllfeder, wirst Dich setzen und zu schreiben beginnen. Du wirst jemandem einen Brief schreiben, dem Du Dich plötzlich wieder sehr nahe fühlst. Du wirst schreiben:

„Eines Tages wirst auch Du in diese Stadt kommen ...“

Meliha Hilmi,
geb. in der Türkei, lebt seit 24 Jahren als freie Schriftstellerin und Journalistin in der Nähe von Wien.

Istanbul, 17. Mai 2005
An Janko Messner
Schriftsteller, Übersetzer, Kärntner Slowene

Lieber/Dragi Janko!

Danke für Dein neuestes Buch, das wirklich gute, nette Erzählungen enthält, aber ich mag den schärferen Messner noch lieber! So greife ich z. B. auf das mir früher geschickte *Grüß Gott – Slowenenschwein* zurück, in dem ich einen Zettel vorfand, dass ich eine Besprechung von „Der Freimann“, eine heftige Metapher für Jörg Haider, in einem der Texte für die STIMME schreiben solle. Ja, er hat nichts an Aktualität verloren: Es geht um zweisprachige Ortstafeln in Kärnten („Haideristan“), die im Staatsvertrag 1955 als Verpflichtung festgesetzt, unterzeichnet, aber noch immer nicht ausreichend umgesetzt, dafür bekämpft, umgeworfen, verworfen wurden. Selbst nach der jüngsten Entscheidung durch den Obersten Gerichtshof. Heuer gab es einen schwachen Kompromiss, und der „Freimann“ versucht, das in seinen Augen Schlimmste zu verhindern – durch Exekution. Nachdem das BZÖ über die Zukunft Österreichs hoffentlich nicht mehr lange viel zu reden, ja reden schon, hat, könnte man zu Wichtigerem übergehen, aber bedauerlicherweise kann man in Kärnten mit „Kärnten ist deutsch“ immer noch ausreichend Stimmen fangen, wirklich eine Schande! Aber kämpf weiter und finde Dir Mitstreiter!

Ich habe bei einer Ausstellung in Feldkirch, wo es die gesetzlich geforderte Anzahl an Türken gäbe, eine zweisprachige Ortstafel aufgehängt: Feldkirch und *Tarla Kilisesi*. Es geht mir nicht nur als Verleger um gefährdete Sprachen und somit auch Menschen; ich bin bereit, mich dafür im Rahmen meiner Möglichkeiten einzusetzen. Das tut hoffentlich unser letztes Buch „heim.at“, *Anthologie türkischer Migration in Österreich*. Ich nannte es „Burgaz-Projekt“ im Untertitel. Warum? Ich war gerade wieder auf „meiner“ Insel, nahe Istanbul im Marmarameer: Dort leben sechs Religionen und 22 Ethnien ganz ohne Probleme zusammen. Man hört u. a. griechische Musik, ein Lokal trägt sogar den ursprünglich griechischen Namen der Insel: Antigoni. Da steht eine große griechisch-orthodoxe Kirche,

da eine Moschee, dort ist eine Synagoge, da ein Cemevi, ein Versammlungsraum für die viel diskriminierten Aleviten, es gibt drei katholische Klostergebäude mit Kapellen. Ich arbeite schon seit Jahren an einer Art Kreuzweg, der einen Hang, einen Ölberg, der zum „Herrenhaus“ der Lazaristen aus Graz gehört, hinunter führt. Ich bin hier öfters und auch heimisch geworden. Auf der Anhöhe sind ein christlicher Friedhof und eine orthodoxe Kirche, die von einer muslimischen Familie betreut werden. Ja, so ist das da; Du kannst Dir vorstellen, wie wohl ich mich fühle.

Aber es gibt auch anderes: Seit einem Jahr ist am Österreichischen St. Georgskolleg große Unruhe und Aufregung, weil ein Lehrer im Unterricht, sicher unbedacht, das Wort „Kurdistan“ verwendete. Dabei denkt sich bei uns in Europa niemand etwas anderes als romantisch, schön ... eben: „Durchs wilde Kurdistan“ von Karl May. Hier aber in der Türkei hat es eine völlig andere Semantik: Die Endung -istan als geografischer Begriff bezeichnet einen selbstständigen, unabhängigen Staat, z. B.: Yunanistan (=Griechenland) Hindistan (=Indien), Bulgarien ...; wer das hier verwendet, greift ein brennheißes Eisen an, und es wird als grobe Provokation empfunden, als wolle man damit ausdrücken, dass die von Kurden bewohnten Region im Osten der Türkei zu einem unabhängigen Staat werden solle und von der Türkei abgetrennt. Dieser semantische, aber entscheidende Unterschied fehlte in der Berichterstattung in diesem Zusammenhang in den österreichischen Medien. „Wild durch Kurdistan“, ein zwar witziges Wortspiel, aber schlimm, titelt das *Profil*. Man versteht oder kennt die Problematik der unterschiedlichen Wortbedeutung bei uns und hier anscheinend nicht. Die Berichterstattung über die Türkei in unseren Medien wird im Zusammenhang mit einem möglichen EU-Beitritt in letzter Zeit immer negativer, und nun noch dieser Eklat! Da wird ein Lehrer des Dienstes enthoben,

weil er dieses „harmlose“ Wort verwendet hat – nein, es ist hier nicht harmlos, aber dazu müsste man sich besser informieren und die Zusammenhänge kennen. Dazu noch das Unwort in den Medien: „islamistisch“ als Synonym für Terror, auch in so genannter seriöser Berichterstattung!

Natürlich ist hier nicht alles Burgaz: Gerade gestern geriet ich in heftigste anti-kurdische Wortkaskaden von ganz unerwarteter Seite: Nicht nur, dass mein Türkisch dem nicht gewachsen ist, dennoch hatte ich verstanden, welche vorurteilsbesetzte Haltung vertreten wurde, und dem war ich noch weniger gewachsen. Natürlich muss man einiges über die Lage im Osten der Türkei wissen und die vielen Toten auf beiden Seiten, um zu verstehen, dass man da nicht so einfach zur Tagesordnung übergehen und einen abschließenden Strich darunter setzen kann. Auch in der Armenierfrage darf es keine Tabus der historischen Forschung geben, damit kann sich die Türkei selbst die EU-Reife beweisen. Auch darin und in der Kurdenfrage hat sich von Seite der türkischen Politik einiges zum Guten bewegt, sodass Anlass zu Hoffnung besteht; andere, selbst Türken, sind da pessimistischer.

Aber ich komme auf Österreich zurück. Wenn heute noch 46 % der Österreicher finden, dass der Nationalsozialismus auch Positives gebracht hat, und es noch Leute bei uns gibt, die Hitlers Geburtstag immer noch feiern, darf man sich nicht wundern, wenn *Kavgam/Mein Kampf* in der Türkei zu Tausenden gekauft wird. Einer erzählte mir, dass ihn interessierte, was die Menschen an ihm so faszinierte.

Lieber Janko, bleib heftig und beneide mich um mein Hiersein; wir hatten ja einiges in Istanbul gemeinsam erlebt! Aber erinnere Dich, Du durftest damals bei Deiner Lesung das Wenigerheitenthema ja nicht berühren, das ist jetzt besser geworden! Zdravo, pfatti, (nein, kein „Grüß Gott“, das magst Du nicht, langsam versteh ich's, und wie Du auch nicht, was es eigentlich bedeutet!) Mach's gut und weiter! Und keine Angst, Istanbul ist nicht Wien geworden! Liebe Grüße,

Gerald Kurdoğlu N.

Foto: stockexchange

Zarik Avakian (1958-2005)

Der Journalist Zarik Avakian ist am 9. Juni 2005 an einem Herzversagen gestorben. Avakian wurde am 1. September 1958 in Oromiah/Iran in einer armenischen Familie geboren, 1979 emigrierte er über Großbritannien nach Österreich. Seit 1988 war er Mitarbeiter des ORF; vor allem war er hier für die Zentrale Minderheitenredaktion und die Sendung „Heimat, fremde Heimat“ tätig.

Zarik Avakian produzierte in diesen Jahren zahlreiche Beiträge und Dokumentationen auch für verschiedene Redaktionen des ORF und andere europäische Fernsehanstalten. Sein Wissen über Menschen, Kulturen und Religionen im Nahen Osten und in Armenien ließ er gekonnt in seine Berichte und Reportagen einfließen. Seine Beiträge zu den aktuellen politischen Geschehnissen, Weltreligionen und religiösen Minderheiten tragen die Unterschrift eines Kenners, der eine unmittelbare Beziehung zu diesen Themen pflegte.

Avakian erkannte die Zusammenhänge zwischen sozialen und ethnischen Minderheiten und dem gesamtgesellschaftlichen Kontext. Seinen scharfen analytischen Blick paarte er mit einer besonderen journalistischen Gabe.

So entstanden seine anerkannten Filme, die bei vielen Festivals einen verdienten Platz fanden. „Audio oder Visuell – vom Umgang mit der Gehörlosigkeit“ und „ArMUT! Es ist genug für alle da!“ sind einige davon.

Für seinen sozial engagierten Journalismus wurde Zarik Avakian gemeinsam mit seinen KollegInnen von der ORF-Minderheitenredaktion mehrfach ausgezeichnet. Prof. Claus Gatterer Preis (1996), Journalistenpreis der EU-Abgeordneten der SPÖ – Auszeichnung für den Kampf gegen Rassismus in den Medien (1997) und Fernsehpreis der österreichischen Volksbildung (1997 und 2002) zählen dazu.

Zarik Avakian publizierte auch Beiträge in bekannten Fachzeitschriften zur Sprache, Identität, Migration und Vertreibung. Er engagierte sich für zahlreiche europäische Projekte im Bereich Medien- und Bildung und errang zu Recht einen Ruf als Experte für ethnische und interkulturelle Themen. Zuletzt arbeitete er an einer Dokumentation über das Zusammenleben zwischen Palästinensern und Israelis.

„Zarik Avakian ist an einer ‚Krankheit‘ gestorben, die als solche von der Schulme-

dizin gar nicht erkannt, geschweige denn anerkannt wird. An einem ‚zerbrochenen Herzen‘“, schrieb sein Redaktionskollege Lakis Jordanopoulos in einem Nachruf. Zarik Avakian selbst hatte einmal geschrieben:

„... Ich habe die Zuversicht, dass auch wenn meinen Körper morgen der größte Schaden trübe, mich der innere Friede nicht verlassen würde, die Zeit meiner schmerzvollen Dramen unwiederbringlich vorbei ist, und dass auch das Leid auf diesem Erdball verschwinden wird ...“

ORF-Minderheitenredaktion / red



Foto: ORF-Minderheitenredaktion

Ihre STIMME darf nicht heiser werden!

Das ist keine Werbung für Hustenbonbons.

Ihre Zeitschrift STIMME von und für Minderheiten hat derzeit ein Problem: Durch das Entfallen einer wichtigen Subvention ist die Finanzierung der STIMME in diesem Jahr gefährdet. Eine Lösung gibt es: Ihr Abonnement. Die STIMME wird an rund 5.000 Adressen – Personen und Einrichtungen – versandt. Aber sie hat nur einige Hundert AbonnentInnen. Wenn Sie die STIMME abonnieren, tragen Sie dazu bei, dass sie

weiter erscheinen kann. Sie tragen dazu bei, dass die STIMME nicht plötzlich heiser wird, leiser wird – oder ganz weg ist. Sie tragen damit zum Hörbarmachen der Stimmen von Minderheiten in Österreich bei. Das ist ein politischer und sozialer Beitrag. Ein STIMME-Jahres-Abo beträgt € 20,-. Sogar für Hustenbonbons gibt eine Person im Winter mehr Geld aus.

Bitte abonnieren Sie Ihre Zeitschrift STIMME von und für Minderheiten. Mit einem e-mail an: abo@initiative.minderheiten.at

Sie können auch Mitglied der Initiative Minderheiten werden. Dann bekommen Sie die STIMME gratis. Mit einem e-mail an: office@initiative.minderheiten.at

Weg(-)weisende Schutzzonen?

Gerd Valchars

Die jüngste Novelle des Sicherheitspolizeigesetzes sieht die Einrichtung sogenannter Schutzzonen vor. Aus diesen können verdächtige Personen, ohne strafbare Handlungen begangen zu haben, von der Polizei weggelesen und am künftigen Betreten gehindert werden. Die erste dieser Schutzzonen wurde Mitte Februar am Wiener Karlsplatz eingerichtet und sollte Schulkinder vor der dortigen Suchtgiftszene schützen.

Radio Stimme bat Günter Stummvoll, den wissenschaftlichen Mitarbeiter mit den Schwerpunkten Kriminalitätsprävention und Städtebau am Wiener Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie, und Uwe Hincziza, den Leiter der Drogenberatungsstelle Streetwork mit Stützpunkt am Karlsplatz, ins Studio. Im Folgenden das Gespräch in gekürzter Form.

Streetwork hat sich gegen die Einführung der Schutzzone am Karlsplatz ausgesprochen und das durch einen Anschlag an der Türe seiner Beratungsstelle öffentlich gemacht. Was war der Grund dafür?

Uwe Hincziza: Mit Einführung der Schutzzone am Karlsplatz hat kurzzeitig Chaos geherrscht. Vor der Einführung hat es lange Verhandlungen und einige Vereinbarungen gegeben zwischen Polizei und Sozialarbeit, wie man es schafft, dass halbwegs geordnete Verhältnisse herrschen. Damit ist hauptsächlich gemeint, dass die SchülerInnen der Volksschule und der evangelischen Hauptschule ungestört von der Schule zur U-Bahn gelangen können. Aber mit Einführung der Schutzzone war eine völlig neue Situation gegeben, und die Beamten waren auch nicht gut gebrieft, wie sie in der Praxis vorgehen sollen. Dadurch sind völlig unterschiedliche Botschaften gegeben worden, und es hat plötzlich das blanke Chaos geherrscht. Das hat uns gezeigt, dass das der falsche Weg ist, um etwas zu erreichen, womit alle zufrieden sein können.

Günter Stummvoll: Was mich an dem Fall besonders interessiert, ist eine Verallgemeinerung, also von dem Einzelbeispiel auf eine eher umfassendere Ideologie zu schließen und zu fragen: Was passiert, wenn das zu einem generellen Thema wird und sich auf andere Bereiche ausweitet? Abgesehen davon habe ich ja auch Architektur studiert und denke ganz gerne über Räume nach, über die Aufteilung von Räumen und darüber, wie Raum sozial konstruiert ist. Ein Raum ist nicht nur ein physischer, sondern auch ein sozialer Raum. Hier geht es scheinbar darum, dass es Interessenskonflikte von sozialen Gruppen gibt, die sich Raum aneignen. Diese Konflikte müssen gelöst werden. Im Moment scheint der vorliegende Problemlösungsmechanismus die Verrechtlichung zu sein. Es wird ein neues Gesetz oder eine Verordnung eingeführt, aus der sich bestimmte Verhaltensregeln ableiten lassen. In dem Fall sind die Konfliktparteien die Drogenszene, die dort ihr Recht auf Versammlung wahrnimmt, und auf der anderen Seite gibt es die Rechte der Eltern, der Schüler und der Schule. Ein Ort, der eigentlich ein Raum ist, wird so zu zwei verschiedenen Sozialräumen. Zwei Gruppen versuchen, den Ort gleichzeitig zu nutzen, und dadurch kommt es zu einem Konflikt.

Welche Vereinbarungen hat es vor Einführung der Schutzzone gegeben, und wie haben diese funktioniert?

Hincziza: Am Karlsplatz war das Problem, wie die Schülerinnen und Schüler von den beiden Schulen ungehindert zur U-Bahn gelangen können. Die Kinder und Jugendlichen waren damit konfrontiert, dass sie durch die Drogenszene hindurch mussten. Es ist nicht angenehm, wenn ich am Schulweg durch eine Gruppe von Menschen muss, die offensichtlich von Substanzen beeinträchtigt sind. Zu schützen war in Wirklichkeit der Schulweg, dass der möglichst ohne Probleme zu passieren ist. Das war das eigentliche Problem, aber nicht, dass die Kinder ständig Drogen angeboten bekommen hätten – das war kaum der Fall.

Man hat daher in vielen gemeinsamen Sitzungen besprochen, dass zu den Schulschließungszeiten zumindest zwei, drei

Beamte vor Ort sein sollen, die darauf achten, dass die Drogenszene den Weg frei hält. Das hat an den Tagen, an denen die Polizei den Job wie vereinbart wahrgenommen hat, wunderbar funktioniert. Schwierig war es nur, wenn entweder gar keine Polizei da war oder wenn Beamte von anderen Dienststellen dazu beordert worden sind. An den anderen Tagen aber hat es zwischen den zwei Parteien kein Problem gegeben.

Was hat die Schutzzone bewirkt?

Hincziza: Der Effekt war, dass die Szene in die Passage hineingewandert ist und sich über den ganzen Karlsplatz verteilt hat. Die Schüler waren auf ihrem Schulweg ungehindert, aber die anderen Bereiche Richtung Oper und der Durchgang Richtung Sezession waren mehr oder weniger verstopft. Also alle anderen Passanten hatten dann das Problem wie vorher die Schüler. Es ist zu einer Problemverlagerung gekommen, aber zu keiner Problemlösung.

Stummvoll: Das Stichwort Problemverlagerung ist aus anderen Ländern bekannt, speziell aus dem angloamerikanischen Raum, wo ebenfalls Schutzzonen, meistens in Einkaufszentren, eingerichtet werden. Und ich glaube, wir sind am besten Weg dorthin: Die Schutzzone wird für die Schule und die Schüler eingerichtet und die Szene damit verdrängt. Das ist ein ganz normaler Effekt; speziell im Winter wird die Szene nicht draußen bleiben, sondern wird sich in die Passage hineinverlagern. Dort sind sehr viele Geschäfte, und wenn sich die Geschäftsleute formieren, werden sie ebenfalls eine Schutzzone fordern. Es geht dann nicht mehr nur um den Park und um den öffentlichen Raum, der auch Durchgangsraum für Schüler und Schülerinnen ist, sondern darum, dass sie sich vor und in Geschäften nicht mehr aufhalten dürfen. Das heißt, sie werden vom Konsum ausgeschlossen – und damit wird das Problem wesentlich größer.

Hincziza: Es müssen schon gewisse Parameter erfüllt sein, um eine Schutzzone beantragen zu können. So muss beispielsweise nachgewiesen werden, dass eine gewisse Anzahl von minderjährigen Jugendlichen betroffen ist. Das könnte aber zum Beispiel durchaus auf das Fastfood-Restaurant in der Passage zutreffen. Dorthin kommen hauptsächlich Jugendliche, das hätte unter Umständen gar nicht so schlechte Chancen, eine Schutzzone zu beantragen. Und das sehe ich auch sehr kritisch.

Wir merken auch, daß sich die Stimmung in der Szene im aggressiven Sinn steigert. Das

Herumjagen führt einfach dazu, dass die Leute kitzeliger werden, und die Geschäftsleute sind zu Recht sauer, weil wahrscheinlich kein Kunde mehr stehen bleibt und sich für die Ware interessiert, wenn die Szene vor der Haustüre steht.

Stummvoll: Ich hab' mir das heute zweieinhalb Stunden angesehen und versucht, für mich zu klären, was sich verändert hat. Es ist tatsächlich so, dass sich die Szene an den Rand dieser Schutzzone verlagert hat; das heißt, sie stehen jetzt vielleicht 50 m weiter weg. Es ist aber nicht etwa permanent Polizei vor Ort, sondern es machen zwei, drei Polizisten ihre Runde und kommen alle Stunden einmal vorbei, und in der Zwischenzeit können sich die Jugendlichen natürlich frei bewegen. Ich hab' auch mit einem Polizisten gesprochen, der gemeint hat, sie dürfen sich innerhalb der Schutzzone nicht aufhalten, aber durchgehen dürfen sie schon. Jetzt ist die ganze Szene in Bewegung, und es gibt Fußmärsche zwischen dem einen und dem anderen Rand. Sie stehen nicht mehr herum, aber sie gehen, und sie gehen entsprechend langsam; es kommt ständig zu Provokationen zwischen der Szene und der Polizei.

Was sind die eigentlichen Gründe für die Einführung der Schutzzone? Gibt es hier noch eine andere Motivation als den Schutz des Schulweges und der SchülerInnen?

Stummvoll: Ich glaube, man muss zwischen zwei Problemen unterscheiden: Das eine wirklich gravierende Problem ist, wenn Süchtige sich vor der Schule eine Spritze setzen. Das andere Problem aber ist, dass die Mitglieder der Szene nach Ansicht der Eltern oder der Leute, die dort spazieren gehen, einfach nicht ins ästhetische Idealbild der Stadt passen, und deswegen hätte man sie am liebsten weg. Diese beiden Probleme muss man deutlich unterscheiden. Nur, um das erste Problem zu bekämpfen, bräuchten wir keine Schutzzone, da kann die Polizei auch so einschreiten. Und daher geht's in der Schutzzone eigentlich nur darum, Leute, die nicht in das Normstadtbild passen, wegzweisen und möglichst unsichtbar zu machen. Ich glaube aber, man kann der Gesellschaft zumuten, dass sie im öffentlichen Raum auch solche Leute sieht, die nicht ins Stadtbild passen – das muss drinnen sein.

Hincziza: Das erste Problem ist zu lösen. Zum einen leisten wir mit unserem Spritzenaustauschprogramm einen großen Beitrag, wo täglich nahezu 3.000 Spritzen getauscht werden, die mit einer Rücklaufquote von 96 % auch wieder zurückkommen. Das Zweite

wären Konsumräume – ein Thema, das im Moment nicht wirklich öffentlich diskutiert wird. Damit würde man die Menschen von der Straße weg in einen Raum bekommen, wo sie sich ihren Schuss unter Aufsicht verabreichen könnten. Von dieser Seite wird das Problem aber leider nicht angegangen, sondern das Thema Sicherheit im öffentlichen Raum steht im Mittelpunkt und wird natürlich auch politisch verkauft; alles andere muss dadurch in den Hintergrund rücken.

Stummvoll: Ich nehme an, die Szene ist aus einem ganz bestimmten Grund am Karlsplatz und nicht woanders. Die könnten ja auch irgendwo am Stadtrand im Grünen sein mit schönem Ausblick auf Wien – nein, sie sind genau dort in der Stadt. Hat es damit zu tun, dass sie präsent sein wollen, dass sie ihre Probleme aufzeigen und sichtbar sein wollen im öffentlichen Raum?

Hincziza: Das ist möglicherweise auch ein Grund. Aber man muss schon auch deutlich sagen: Die Szene hat ein klares Ziel, und zwar Drogen zu erwerben oder zu verkaufen. Dazu muss ich mir einen Ort wählen, der verkehrstechnisch halbwegs vernünftig liegt. Aber das andere ist natürlich auch, sich nicht zu verstecken, das ist richtig. Für viele, die täglich am Karlsplatz sind, hat der Platz neben der Funktion, dass man Drogen erwirbt oder verkauft, auch eine soziale Funktion. Es wird oft vom „Wohnzimmer“ gesprochen, ich find' den Ausdruck nicht ganz treffend, aber es ist ein Ort, wo man



Foto: Gerd Valchars

soziale Kontakte knüpft, wie umstritten die Kontakte untereinander auch sein mögen. Man trifft sich dort mit Menschen und verbringt den Tag miteinander, und ich sage, dieses Recht sollte man auch haben.

Die Einführung der Schutzzone ist vorerst bis Mitte Juli zeitlich begrenzt. Wird es danach eine Evaluierung und gemeinsame Gespräche geben?

Hincziza: Wir hoffen, dass es wieder Gespräche geben wird, nachdem die Schutzzone außer Kraft ist. Dass man sich an einem runden Tisch trifft, die Erfahrungen bespricht und überlegt, ob eine Wiedereinführung Sinn macht oder ob nicht mit anderen Maßnahmen das Problem gelöst werden könnte. So, wie es vorher schon versucht worden ist und auch ganz gut funktioniert hat. Aber ausgemacht ist nichts.

Diese Nachlese basiert auf der „Radio Stimme“-Sendung vom 19. April 2005. „Radio Stimme“ hat einen neuen Sendeplatz und ist seit Juni jeden zweiten Donnerstag um 13.00 Uhr auf der Frequenz von „Orange 94.0 – Das Freie Radio in Wien“ zu hören. Darüber hinaus ist „Radio Stimme“ nun auch in Linz auf Radio FRO (So., 11.00 Uhr) und in Innsbruck auf FREIRAD (Do., 12.00 Uhr) zu empfangen. Sämtliche „Radio Stimme“-Sendungen stehen überdies im digitalen Audioarchiv jederzeit zum Download und als Stream zur Verfügung: <http://www.initiative.minderheiten.at>

Fünzig Jahre Escribano in Österreich

Petra Pfisterer

Die Sängerin, Künstlerin und Kabarettistin Marie-Thérèse Escribano im Interview anlässlich ihres Programms „Kommt mir spanisch vor. 50 Jahre Escribano in Österreich“:



Foto: Petra Pfisterer

Ihr Stück „Kommt mir spanisch vor. 50 Jahre Escribano in Österreich“ ist einerseits eine Erzählung Ihrer Anfangszeit in Österreich, andererseits nehmen Sie Bezug auf die aktuelle politische Situation und die Feiern rund um 50 Jahre Staatsvertrag.

Marie-Thérèse Escribano: Naja, es ist so, wie ich erzähle: Es ist keine Erfindung. Ich habe wirklich Tagebücher gefunden. In meinem Kabinett ist eine ziemliche Unordnung, und es wurde im Haus aufgestockt vor ein paar Jahren. Ich musste immer wieder meine Sachen hin- und herräumen. Da hab' ich diese Tagebücher gefunden. Ich war ganz weg. Und ich habe angefangen, mir Notizen zu machen. Das war vor fünf Jahren. Ich habe das Programm ziemlich viel gespielt, auch in den Bundesländern, und

ich dachte, das Programm lege ich schlafen, so wie viele Programme. Dann wurden wir plötzlich bombardiert mit „Österreich ist frei! Österreich ist frei!“ Jeden Tag hat man's im Radio gehört, und vieles ist wie ein Film wieder gekommen. Ich habe mich an viele Sachen wieder erinnert und habe gedacht „Ah, ja, stimmt, das hab' ich aber nicht in meinem Programm geschrieben.“ Etwas, das mich zum Beispiel sehr beschäftigt hat, war: „Wie war das für mich, dieses ‚Österreich ist frei!‘?“ Und je mehr ich versucht habe, mich zu vertiefen, ist mir nichts eingefallen. Außer irgendeinem vagen Gefühl. Das heißt, es war für mich so ein Kontrast zu diesen Behauptungen, dass ganz Wien gejubelt hat. Es hat doch sehr viel Indifferenz gegeben, viele Leute, die so kaputt waren, so viele, die behindert waren, so viele junge Leute, die mit 14 in den Krieg gegangen sind. Denen war's wurscht, Österreich ist frei und so weiter. Die waren voll Kraft, und die wollten leben und ihr Leben machen, überhaupt keine Frage. Aber die Politik hatten sie bis über den Kopf. Das habe ich sehr stark wahrgenommen. Im Unterschied zu der anderen Seite. Das möchte ich auch einmal sagen.

Sie sind sehr kosmopolitisch aufgewachsen; Ihre Eltern kamen aus verschiedenen Ländern, und Sie sind einige Male umgezogen. War es für Sie jemals von Bedeutung, welche Nation Ihre Heimat ist? Gibt es so etwas wie Heimat für Sie?

Nein. Es gibt für mich das Gefühl, wahrscheinlich schon seit jeher, fremd zu sein. Das gehört zu mir, dieses Gefühl, und es ist nicht negativ. Obwohl ich doch einen gewissen Patriotismus habe für das Land, wo ich lebe, für mehrere Länder.

Ich bin in Paris geboren und bin seitens der Mutter sehr französisch aufgewachsen, in Spanien. In diesem damaligen bigotten und faschistischen – beides verbunden – Spanien waren für mich die französische Sprache und die französische Kultur die Freiheit. Nicht unbedingt, dass wir Sartre gelesen haben, aber es hat Sartre-Bücher gegeben, die wir uns so gegeben haben.

Heute habe ich ein Gefühl der Wärme für Frankreich, das war für mich die Demokratie, die Freiheit, die Kultur; dann ein Gefühl der Wärme für Spanien und für die

Freundschaften, die ich dort gehabt habe; auch für eine sehr schöne Sprache, die ich gerne singe bis heute, noch lieber als die französische Sprache. Und dann kam noch etwas, die deutsche Kultur. Sie hat mir durch die Musik etwas Neues vermittelt. Die Musik war natürlich für mich die Faszination meines Lebens. Im deutschsprachigen Raum war es in den 50er Jahren wie eine Explosion. In Deutschland und in Österreich. Und das hab' ich mitbekommen. Ich hab' dann angefangen, Deutsch zu lernen, und bin nach Wien gekommen, um hier zu studieren. Das sind heute die drei Schwerpunkte meines Patriotismus. Ich fühle Freundschaft für diese drei Länder. Ich fühle mich verbunden, mit jedem anders.

In Ihren Programmen setzen Sie sich kritisch mit dem Thema Frausein auseinander; Sie haben sefardische Lieder gesungen und sich auch für Lieder politisch verfolgter KomponistInnen interessiert. Hat Politisches für Sie einen Platz in der Kunst?

Ich kann mir eigentlich Kunst ohne Politik nicht vorstellen. Es kann auch auf eine subtile Art sein. Ich glaube, dass es auch im Hintergrund bei vielen Künstlern, die nicht einmal sagen: „Das ist politisch“, um Politisches geht. Der wirkliche Künstler schafft etwas. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Schöpfer stehen bleibt oder sitzen bleibt oder konservativ wird.

Ich gehe sehr oft von Musik aus. Mit den Sefarden war es zum Beispiel so: Ich bin keine Sefardin. Ich hatte diese sefardischen Lieder in Spanien gehört. Dann habe ich einige Noten bekommen von einer Cembalistin, die mich zwar als Sängerin kannte, aber nicht wusste, wie ich diese Lieder singen würde. Die Lieder hatten sehr viel zu tun mit der alten spanischen Musik, das hat mich sehr interessiert. Und dann hab' ich mich an die Musik gemacht und habe angefangen, zu singen, und es hat mich fasziniert. Es kam noch dazu, dass ich mit einem jüdischen Mann zusammengelebt habe zwanzig Jahre. Ich war auch mit ihm verheiratet. Dadurch, dass ich mit ihm lebte, habe ich den Antisemitismus mitbekommen. Das war etwas, was ich nicht kannte. Das hat mich geöffnet für ein Problem, das ganz deutlich existiert hat. Wir hatten z. B. ein altes Auto gekauft, und damals sind wir runtergegangen, und auf dem Auto stand „Jud“. Wenn du einen Menschen liebst, erlebst du auch, was er erlebt.

Haben Sie sich selbst in Österreich jemals als „Ausländerin“ gefühlt? War das für Sie ein Thema?

Es ist für mich kein Thema gewesen von Anfang an, insofern, als ich das wollte. Ich bin auch nicht hierher gekommen, um Geld zu verdienen, sondern ich bin ohne Geld gewesen. Mich hat die Kultur fasziniert, und das hab' ich bekommen. Und das hat man mir geboten. Ich habe gelernt, ich wurde gefördert, die Leute haben mich geschätzt, haben meine Stimme geschätzt, das hatte ich sonst nirgends gefunden wie hier. Indem ich mich natürlich bewegt habe in einem künstlerischen und intellektuellen Kreis, habe ich nicht erlebt, was andere erleben. Aber ich glaube auch, dass es eine Rolle gespielt hat, dass ich Spanierin war. Weil, das Wort Tschusch oder so, das hat mich auch sehr interessiert. Tschusch, was ist das? Aha, Ausländer, dann bin ich eine Tschuschin.

Nein, nein, nein, Sie sind keine Tschuschin, nein das sind die ... Ja, was? Was bedeutet das? Das war schwer für die Leute zu erklären. Ja, das ist der Balkan, und so, haben sie gesagt – es war ziemlich nebulös. Das hat mit mir nichts zu tun gehabt, obwohl ich auch arm war. Aber ich war auf eine andere Art arm. Ich war Studentin. Insofern hab' ich das nicht mitbekommen.

Was planen Sie, künstlerisch, für die Zukunft?

Ich bin jetzt mit einer CD beschäftigt, die spanische Lieder aus meiner Kindheit bringt. Alle diese Lieder, die wir gesungen haben, während wir gesprungen sind auf der Straße. Lieder, die wir sehr oft gesungen haben, ohne zu wissen, was wir sagen. Die möchte ich

mal schön machen. Dazwischen bin ich auch beschäftigt mit einem Video über mich, das eine Freundin, die in New York lebt, macht. Sie kommt hie und da nach Wien, und wir fahren nach Paris, weil ich möchte, dass ein Teil des Videos in Paris gedreht wird. Denn ich wurde, wie gesagt, dort geboren und will da einen Bezug herstellen.

Im September wollen wir die CD fertig stellen. Und dann irgendwann, wenn ich noch etwas mache, würde ich vielleicht die Rosinen aus allen Programmen, die ich gemacht habe, nehmen und ein *Best of* machen. Es gibt Leute, die sagen, ich soll mein Leben schreiben – das interessiert mich weniger, aber vielleicht erzähle ich mal mein Leben auf einer CD oder einer DVD. Mit Sprechen tu' ich mir leichter.

Vaters schöne Wiener Welt in London

Eva Zernatto

Mehmet Emir, Fotoredakteur der STIMME, gastierte im April und Mai mit seinen Fotos in London.

Im österreichischen Kulturforum in London wurde zwischen 12. April und 12. Mai 2005 die Fotoausstellung „Mein Vater und ich“ von Mehmet Emir gezeigt. Die Schau war bereits im Rahmen der *Initiative Minderheiten-Ausstellung „Gastarbeiter“* in der Wiener Hauptbibliothek präsentiert worden und war nun als Teil der „John Berger Season“ in England zu sehen. Diese Bilder stellen einzigartige Dokumente der Arbeitsmigration der 70er und 80er Jahre aus zwei sehr unterschiedlichen Perspektiven dar.

Der Vater kam als einer der ersten Gastarbeiter in der Hoffnung, nach wenigen Jahren vermögend heimzukehren, aus einem kleinen kurdischen Dorf in der Türkei nach Wien. Seine Bilder sind gestellte Farbfotos im Sonnenschein mit Blumen und Parks, oft Selbstportraits im Sonntagsgewand mit Steirerhut – Aufnahmen, die an die Sissi-Filme erinnern.

Der Sohn, in dem Jahr geboren, als der Vater wegging, folgte ihm mit 16 nach Wien, eigentlich um Fußballer zu werden. Doch er begann zunächst, in der gleichen Firma wie der Vater zu arbeiten.

Er dokumentiert in seinen Schwarz-Weiß-Schnappschüssen das Neonlicht und die beengte Wohnsituation in der Baracke, wo sich drei Männer mit all ihrer Habe zehn Quadratmeter teilen mussten, den Arbeitsplatz bei einem Straßenbauunternehmen und schließlich nach vielen Jahren die glückliche Heimkehr des Vaters in die Türkei, wo dieser – immer noch ein treuer Fan des Steirerhuts – nun seinen eigenen Weingarten bewirtschaftet.

In einer der Ausstellungseröffnung folgenden Diskussion zum Thema Migration und Fotografie, die sich auf John Bergers Buch

Der siebente Mann bezog und an der die Fotografen Mehmet Emir, Jean Mohr und der Schriftsteller Timothy O'Grady teilnahmen, versuchte die Moderatorin Asu Aksoy, die vielschichtigen Aspekte von Arbeitsmigration zu beleuchten.

Im vollbesetzten Auditorium wurde anschließend diskutiert: über die beschämenden Erniedrigungen, die der Emigrant in Kauf nimmt, um seine ökonomische Situation zu verbessern; den Schein der Würde, den er wenigstens gegenüber den daheim gebliebenen Angehörigen zu wahren versucht; und den Verlust der kulturellen Zugehörigkeit und die Entwurzelung, denen er die historischen und individuellen Erinnerung entgegenstellt – und alles, um am Ende wieder vergessen zu müssen, um sich besser erinnern zu können, um sich auszusöhnen und weiterzumachen.



Foto: Mehmet Emir

Balkan in Wien

Petra Pfisterer

Eine Rückschau auf das zweite „Balkan Fever“-Festival, das vom 15. April bis 6. Mai 2005 in Wien stattfand.

Balkan in Wien. Beinahe eine Tautologie, nicht nur zu Zeiten, in denen das Balkan-Fever Wien erfasst. Balkan ist Wien ein Begriff. Populisten dient er als Projektionsfläche für alles Chaotische, Kriminelle und Fremde. In der Musik ist der Balkan ein Synonym geworden für mitreißende Musik. Ebenfalls behaftet mit Klischees des wild-schönen, armen, aber feierfreudigen Ostens.

Heuer zum zweiten Mal hat Richard Schuberth das „Balkan Fever“-Festival in der, wie er schreibt, nördlichsten Metropole des Balkans gemeinsam mit Norbert Ehrlich organisiert. Mit Feingefühl und Lust zur Provokation. Schuberth, Musikjournalist und Spezialist auf dem Gebiet des Folk und der World-Music, schafft es als künstlerischer Leiter des Festivals, ein Programm zusammenzustellen, das der musikalischen und kulturellen Diversität des Balkanraums Rechnung trägt. Die Mischung und Verschmelzung verschiedenster Stile und Traditionen, das Nebeneinander von Traditionellem und Modernem ist am „Balkan Fever“-Festival eine Selbstverständlichkeit.

Weder gleiten die Konzerte in nostalgische Folklore ab, noch blitzt irgendein Funke von karitativer Förderung bedrohter Kulturen auf. Gute Musik entwickelt sich weiter. Und das „Balkan Fever“ lebt von einer Stimmung, in der KünstlerInnen und ZuhörerInnen sich als Individuen begegnen, nicht als ProduzentIn und KonsumentIn.

Die MusikerInnen der insgesamt 17 Konzerte kamen aus elf verschiedenen Ländern, die Stile reichten von Volksmusik über Balkan-Jazz bis zu Electro und Ambient. Auch die Stimmung war ausgezeichnet, und gegenüber dem letzten Jahr gewann das Festival – nicht nur an Platz – durch die organisatorische Zusammenarbeit mit bekannten Spielstätten: neben dem Veranstalter-Haus *Szene Wien* auch *Porgy & Bess*, *Birdland*, *Sargfabrik* und *Club Ost*.

Drei Wochen lang versetzten 15 verschiedene Bands, Orchester und Einzel-KünstlerInnen Wien in einen Zustand, den man getrost als Balkan-Fieber bezeichnen kann.

Eine junge Band, die verschiedene Stile, Experiment und Virtuosität lustvoll miteinander vereint, ist „Fatima Spar & The Freedom Fries“. Die in Wien lebenden KünstlerInnen haben vor kurzem den Förderpreis des Österreichischen World Music Awards gewonnen. Ihr Fankreis wächst rasant, und sie werden gefeiert als „die Entdeckung



Theodosii Spassov

Foto: Mehmet Emir

der Saison“. Bei ihrem Konzert am zweiten Abend des „Balkan Fever“-Festivals in der *Szene Wien* wurde, wie immer, ausgelassen gefeiert und getanzt.

Einige Künstler der „Freedom Fries“ erschienen, auch zur Freude des Publikums, beim Konzert von Theodosii Spassovs Trans-Balkan-Orchester „Balkan Winds“. Auch sie folgten der Aufforderung Spassovs, der nach dem Konzert alle MusikerInnen im Publikum dazu einlud, mit ihren Instrumenten auf die Bühne zu kommen. Gemeinsam wurde noch bis in die Nacht hinein improvisiert.

Als virtuoso bleibt das Konzert von Harry Tavitian und Mihai Iordache, das den Titel „levantinisch-balkanisch-kaukasische Jazzfantasien“ trug, in Erinnerung. An diesem Abend gingen die Klänge nicht so leicht ins Ohr, aber auch nicht mehr aus dem Sinn.

So weit nur einige Beispiele; die durchklingende Begeisterung darf bedenkenlos verallgemeinert auf das gesamte Festival übertragen werden.

Das „Balkan Fever“-Festival ist eine Hommage an die Mischkulanz, jedoch ist dabei der künstlerische Anspruch hoch. Die OrganisatorInnen wollten, wie sie sagen, „dem Klischee der exotischen Peripherie mit Kultur von Weltrang entgegentreten“ und den Balkan „als Ort ständiger kreativer Modernisierung“ präsentieren. Dem Publikum gefiel es, und es wurde so manche Vorstellung von balkanischer Musik verwirrt. Richard Schuberth und das Veranstaltungsteam erreichte, was sie sich vorgenommen hatten: Feierstimmung bei hohem künstlerischem Niveau. Wir freuen uns auf das dritte „Balkan Fever“-Festival im nächsten Jahr!

Die Statements der Festivalveranstalter sowie das Programm 2005 sind unter: <http://www.balkanfever.at> nachzulesen.



Foto: Claudius Nachtmann

Fatima Spar & die Freedom Fries

Spurensuche

Martin Pollack: *Der Tote im Bunker. Bericht über meinen Vater*

Paul Zsolnay Verlag: Wien 2005
256 Seiten; € 20,50

„Über das private Leben meines Vaters, über das, wie er war, wie er dachte, weiß ich wenig, eigentlich nichts. Er ist für mich bis heute im dunkeln geblieben, eine Figur, von der ich nur undeutliche Konturen erkenne. Er war ungeheuer schneidig, sagte meine Großmutter. Diese Aussage machte das Bild für mich nicht plastischer ...“

Martin Pollack erzählt die Geschichte seines Vaters. Er rekonstruiert sie aus Akten, denn er hat keine eigenen Erinnerungen an ihn. Die Erzählungen der Großeltern sind einseitig und spärlich. Seine Mutter und sein Stiefvater tabuisierten alles, was mit seinem Vater zu tun hatte, und so zieht sich eine Sprachlosigkeit durch die Kindheit Pollacks, der er in seinem Bericht immer wieder mit Fragen begegnet. Fragen, auf die er nie eine Antwort bekommt. Warum geht ausgerechnet sein Vater zur Gestapo? Hat er etwas von ihm geerbt, trägt er etwas von ihm in sich?

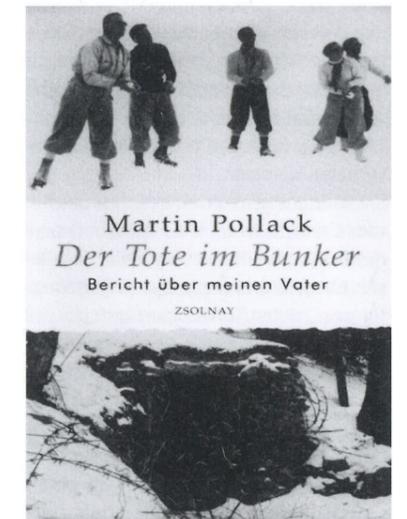
Das Buch bezieht seine Spannung aus der Distanziertheit, von der heraus Pollack die Geschichte seines Vaters nachzeichnet. Dabei geht er zurück zu den deutschnationalen Ursprüngen seiner Familie, die in der k.u.k.-Zeit im heutigen Slowenien lebte. Geprägt war diese Zeit von harten Auseinandersetzungen zwischen Slowenisch und Deutsch sprechender Bevölkerung; nationalistisches Gedankengut, das widerstandslos an die Nachkommen weitergegeben wurde. Pollack fragt: „Hat alles wirklich in jenem kleinen Marktflücken Tüffer in der Untersteiermark begonnen, wo das Zusammenleben von Deutschen und Slowenen schon früh durch einen rabiatischen Nationalismus vergiftet wurde? Oder war später etwas passiert, das faktisch die ganze Familie jene von Hass und Gewalt dominierte Entwicklung nehmen ließ, die in der Laufbahn meines Vaters ihren unbegreiflichen Höhepunkt fand?“

Akribisch beschreibt der Autor die Berufslaufbahn seines Vaters: Jusstudent in Graz, Beitritt zur schlagenden Studentenverbindung, illegaler Nationalsozialist, und ab dem „Anschluss“ macht Dr. Gerhard Bast eine steile Karriere als SS-Sturmbannführer und Leiter der Linzer Gestapo. Jeder Einsatz – ob an der Front in einem Sonderkommando oder bei

der Gestapo in Österreich und Deutschland –, von dem er etwas in Erfahrung bringen konnte, wird dem/der LeserIn beschrieben: Kriegsverbrechen, Verfolgung und Terror und letztlich seine Ermordung am Brenner im Jahr 1947. Und inmitten dieser Ansammlung von Gewaltakten – fast unwirklich – zitiert Pollack aus dem Berg- und Schitourbuch seines Vaters: „Wetter schön, ziemlich kalt. Sehr feine, vor allem feste Kletterei, scharfes Gestein.“ Fast beiläufig lässt er die Leserin auch an seiner eigenen Identitätssuche und Auseinandersetzung mit einem nationalsozialistischen Elternhaus teilhaben.

Pollack gelingt mit seiner Erzählhaltung eine Mischung aus Distanziertheit und Sich-Einlassen, die das Buch sehr lesenswert macht.

Ursula Hermann



Zwei andere Jubiläen, zwei andere Produkte

2005 bedeutet 50 Jahre Artikel 7 des Staatsvertrags. Die CD „Klanggesetz“, die 14 Klangbilder zu diesem Minderheiten-Artikel enthält, wurde von der Initiative Minderheiten produziert. 2005 bedeutet aber auch ein Jahr „gastarbajteri“ – der Ausstellung der Initiative Minderheiten über 40 Jahre Arbeitsmigration nach Österreich.

Die CD und das Ausstellungsbuch sind nun verbilligt erhältlich:

CD „Klanggesetz“ € 12,- (statt € 16,-)
CD „gastarbajteri“ € 14,- (statt € 17,90)
CD und Buch im Doppelpack € 22,- (statt € 33,90) (alle Preise inkl. Versand)
Bestellungen unter:
office@initiative.minderheiten.at
oder an: Initiative Minderheiten
Gumpendorfer Str. 15/13, A-1060 Wien



Das „versteckte Prestige“ des Türkischen

Inci Dirim/Peter Auer:

Türkisch sprechen nicht nur die Türken. Über die Unschärfebeziehung zwischen Sprache und Ethnie in Deutschland

W. de Gruyter Verlag:
Berlin/New York 2004
245 Seiten; € 88,-

Das vorliegende Buch (im Folgenden: *Studie*) und einige seiner Ergebnisse haben den Autor dieser Zeilen unmittelbar getroffen und ihn veranlasst, die *Studie* zu analysieren und mit seinen eigenen Erfahrungen in Verbindung zu bringen. Er geht hierbei von seinen Arbeiten¹ aus, in denen seit 1975 zwei weiterhin hochbrisante Thesen vertreten werden².

Die *Studie* geht davon aus, dass das Bild vom *Gastarbeiter* im linksliberalen Diskurs durch soziale Kriterien bestimmt gewesen sei (Mitgefühl und soziales Engagement für den „armen Türken ganz unten“). Seit den 90er Jahren werde das Türkenbild im öffentlichen Diskurs aber durch *ethnisch-kulturelle* Differenz geprägt (Aufschrei gegen die Diskriminierung, Besinnung auf die Wurzeln, Selbstethnisierung, Agitprop aus dem Ghetto, offene Gewalt gegen die Deutschen, Blutsbrüderschaft nach innen, die Türken als die „Schwarzen“ Deutschlands, Ethnolekt des Deutschen bei den Deutschtürken, Mischungen aus ungrammatischem Deutsch und Türkisch). Es sei zur Akzentuierung der partikularistischen Moral einer Ethnie gekommen, „die auf hergebrachte Werte (Familie, Respekt vor dem Vater, Männerfreundschaft, Rache) setzt und sich damit von der Aufnahmegesellschaft abgrenzt“.

Kritischer Zusatz: Die sozialen und die ethnisch-kulturellen Differenzen sind nicht nacheinander, sondern immer *gleichzeitig* und in ihren Wechselbeziehungen zu betrachten. Wichtig ist weiters der *defekte Diskurs*, der zwischen den Konkurrenzschichten der heimischen Fach- und Hilfsarbeiterschichten und den Migrantenklaven stattfand bzw. stattfindet und sich als soziale Verzerrung festsetzte. Die negativen Identitätskonstrukte, welche die Einheimischen den Migran-

tenschichten zuwies, erschwerten eine positive Übernahme der Werte der deutschen Aufnahmegesellschaft und zwangen die Migranten, im Schatten der „deutschen“ Gesellschaft, die sprachlichen, kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Werte ihrer Heimat zu *verstärken!*

Die *Studie* bietet gründliche Untersuchungen und vor allem reiches empirisches Material über die sich in dieser Differenz von deutscher und türkischer Sprache entwickelnden Verbindungen, Mischungen, Code-Switching, Code-Mixing, Ethnolekte mit Akzenten der jeweiligen Regiolekte vor allem bei den jugendlichen Deutschtürken. Die Erforschung der sprachlichen Kompetenz der türkisch-deutsch-bilingualen Kinder wird dargestellt. Betont wird ferner, dass auch in der dritten Generation das Türkische erhalten bleibt; der Übergang zum Monolingualismus erfolgt *nicht* (ethnische Viertel, anhaltende Zuwanderung monolingualer Partner aus der Türkei, an den Rändern wohl Gruppen, die sich der Monolingualität nähern).

Zum Kern des Themas gelangt die *Studie* über die Frage: Warum bleiben die Türken bilingual, wenn doch das Deutsche auf dem „offiziellen Markt der Sprachen“ wesentlich prestigeträchtiger ist? Es zeigt sich, dass das Türkische ein „verstecktes Prestige“ besitzt. Das Türkische hat zwar nicht auf dem national-deutschen, wohl aber *auf den alternativen Märkten jugendlicher Netzwerke und subkultureller Zusammenhänge* einen Wert. „Die Hegemonialisierung des sprachlichen Marktes durch das Deutsche ist daher keineswegs vollständig und abgeschlossen (sondern vielmehr durch die neuen ‚Minderheiten‘ mehr und mehr bedroht).“ Es gibt einen Nischenwert der Minderheitensprache, wobei das Türkische eine Art Leitsprache darstellt. Die Türken selbst bilden eine relative „Leitethnie“.

Das eigentliche Thema der *Studie* ist jedoch das beachtenswerte Phänomen, dass auch deutsche und „drittethnische“ Kinder das Türkische erwerben und im Alltag untereinander und in der Interaktion mit Türken benutzen!

Im Kapitel „*Acts of identity*“ die kulturelle Semantik des Türkischen und die Gründe

für seinen Erwerb“ wird anhand empirisch untersuchter Fälle den Gründen dieses Spracherwerbs nachgegangen. Hier hätte man sich vor Vereinfachungen zu hüten, die Gründe seien sehr unterschiedlich. Die *Studie* benutzt zur Erfassung aller möglichen Varianten ein dreidimensionales Schema mit Richtungspfeilen, die in die starke oder schwache Richtung ausgebildet sein können. Jeder untersuchte Jugendliche ist dann an einem Punkt im dreidimensionalen sozio-kulturellen Raum eingeordnet: Die drei Achsen sind: a) Affiliation mit dem Türkischen, b) Orientierung an subkulturellen Modellen der großstädtischen Außenseiterkultur (Ghetto) und c) Orientierung an jugendkulturellen Szenen.

Im Weiteren stellt die *Studie* minutiös dar, welches Türkisch übernommen wird, welche Strategien beim Erlernen benutzt werden und wie der Wechsel zwischen dem Deutschen und dem Türkischen als stilistische Ressource für die Herausbildung bilingualer Sprachstile eingesetzt wird. Schließlich werden die Zusammenhänge zwischen dem neuen Ethnolekt des Deutschen bei den Türken, der Verwendung des Ethnolekts durch nicht-türkische Sprecher und den kontrastierenden Stilen a) des „Gastarbeiterdeutschs“, b) des sekundären und c) des tertiären Ethnolekts herausgearbeitet.

Das vorliegende Buch ist eine unerlässliche Quelle für alle, die sich für die politischen, sozialen, sprachlichen und kulturellen Entwicklungen an der Schnittstelle der neuen Ethnien mit den sich als different definierenden Schichten der Dominanzgesellschaft interessieren. Die Entwicklung nimmt offensichtlich einen anderen Verlauf, als es simplifizierende politische Kalküle mancher Ideologien der Dominanzgesellschaft erwartet haben. An der *inneren Dynamik* derselben haben aber gerade diese Ideologien ihren maßgeblichen Anteil.

Anmerkungen:

¹ Vor allem *Gastarbeiter zwischen Integration und Abstoßung*. Wien 1975. Diese Studie hat zwar in der BRD einiges didaktisches und sozialpolitisches Echo gefunden, wurde aber in Österreich von allen akademischen und politischen Gruppierungen – auch jenen der Minderheitenvertreter selbst – systematisch nicht beachtet.

² Es ist dies vor allem die Betonung des rigiden Unterschichtstatus der neuen MigrantInnen unter den untersten heimischen Schichten und die komplexe Identitätsstruktur jeder Minderheitenpersönlichkeit, die etwa in der STIMME (Nr. 42, 44, 48, 50 und 52) durch die *Gruppe Or-Om* ausführlich dargestellt wurden.

Siegfried Pflieger

„Ein nicht beendetes Gedicht bist du“

Gerald Kurdoğlu Nitsche (Hg.):
„heim.at“

Anthologie türkischer Migration

EYE Verlag: Landeck 2005

144 Seiten; € 19,-

Die türkische Kultur ist ein fester Bestandteil Österreichs. Die Anthologie „heim.at“ ist der beste Beleg dafür, und das künstlerisch gestaltete Länderkennzeichen von Peter Wibmer und Gero Weinmann weist schon auf der ersten Seite sehr anschaulich darauf hin: „TR“ für „Türkei“ ist in „Austria“ enthalten. Ein hervorragendes Motto für den Band, der ein wichtiger Beitrag für die Integration ist, für die, so Bundespräsident Heinz Fischer im Vorwort, noch viel zu tun ist, da „Integration auf mehreren Ebenen gelingen muss, um dauerhaft Bestand zu haben“. Eine essenzielle Ansatzfläche dafür ist die interkulturelle Kommunikation.

Daher hat Gerald Kurdoğlu Nitsche in seinem engagierten Literaturverlag EYE, der sich programmatisch den „Wenigerheiten“ widmet, gemeinsam mit Yeliz Dağdevir 38 in Österreich lebende türkische Autorinnen und Autoren mit ihren lyrischen und einigen bildnerischen Werken zur vorliegenden Anthologie türkischer Migration eingeladen, um damit, wie Yeliz Dağdevir von der *Initiative Minderheiten* Tirol in ihrer Einleitung schreibt, „viele Brücken“ zu schlagen. Auch die sprachliche und kulturelle Vielfalt innerhalb der Türkei wird wiedergegeben, indem Gedichte auf Kurdisch, Armenisch, Aramäisch und in Romanes abgedruckt wurden.

Die Beiträgerinnen und Beiträger gehören allen Altersschichten an, von Jahrgang 1937 (Kundeyt Şurdum) bis 1989 (Seda Yıldız), neben arrivierten Schriftstellern wie Kundeyt Şurdum oder Hüseyin Şimşek finden sich Autorinnen und Autoren mit noch wenig Publikationserfahrung, die in unterschiedlichen Berufen tätig sind. „Dass auch Künstler, Literaten, Musiker gekommen sind, ist hier kaum bekannt, denn sie arbeiten auf dem Bau, in der Küche ..., wer vermutet da schon eine Dichterin, einen Dichter“, schreibt Nitsche in seinem Vorwort, und er weist darauf hin, dass das Verfassen von Gedichten in der Türkei fast ein „Volkssport“ ist – was durch die vertretenen Autorinnen und Autoren sehr gut zum Ausdruck kommt. Zudem zeigt der Band: Die Literatur ist für alle da.

Die Anthologie ist in drei Abschnitte gegliedert: In „Çimdeki söylenemmiş sözlerim

/ Stumme Worte in meiner Seele“ (Meral Kaya) finden sich Liebesgedichte, in „Wird es schwer sein, in der Heimat meines Sohnes zu sterben“ (Kundeyt Şurdum) wird das Leben in der Fremde thematisiert, in „Bir gülün beni soluduğu anla o gülün solduğu ana / Der Moment, in dem mich die Rose atmete und verwelkte“ (Hüseyin Şimşek) geht es um die Situation des Individuums in der Gesellschaft, auch um Unterdrückung und Krieg. Den gemeinsamen Hintergrund der drei Teile bilden die Bewegung, das Warten, Kommen und Gehen, die Fremde und die Sehnsucht.

In einigen Gedichten des ersten Teils wird die Lyrik als Anredeform der Liebe genutzt beziehungsweise das Gedicht mit der Liebe identifiziert: „Henüz tamamlanmamış / Bir şiirsin – Ein nicht beendetes / Gedicht bist du“ lautet ein Vers in „Gidiyorum / Ich gehe“ von Nurettin Hancı (S. 44). Exemplarisch dafür ist auch der Zyklus „kül ses / Aschenstimme“ von Haydar Zeki, in dem zunächst das Gedicht selbst thematisiert wird und das lyrische Ich sich dann in Fußnoten ausspricht. Eine Stelle daraus lautet: „ein Buch von mir mit Gedichten blieb zurück, ich lief, Asche blieb / in meinem Herzen zurück“ (S. 37). Sehr pointiert bringen die armenischen und deutschen Gedichte von Selin Prakash Özer den Vergleich zwischen Orient und Okzident zum Ausdruck, so in „nord / süd“ (S. 40): „wenn ich dich umarme / nordische kälte / wirst du nicht wärmer / ich aber / friere“.

Der zweite Teil steht im Zeichen der Sehnsucht nach einem Zuhause, die oft in einem Stadt-Land-Gegensatz abgehandelt wird. Daraus spricht eine Einsamkeit in den urbanen Ballungsräumen, poetisch sehr stark beispielsweise von Şerafettin Yıldız umgesetzt in „Bir emekçinin kutsal evi / Das Heiligtum eines Gastarbeiters“ (S. 73): „Die Tünche ist abgeblättert von der Decke / Zwei unterbrochene Linien erinnern mich / immer an eine Kurve, die in unser Dorf führt.“ Manchmal mündet die Isolation in ein Bekenntnis zum Leben auf dem Land und in Naturverbundenheit, so in „Köylüyüm / Ich bin ein Dörfner“ von Numan Alsan, S. 68: „Ein Dörfner bin ich, verbunden mit der Erde / Mein Inneres gleicht meinem Äußeren ...“ oder in „Alın sizin olsun / Ihr könnt sie behalten“ von Ömer Yıldız: „So sehr vermiss ich mein Dorf / All die Dachterrassen sollen euch gehören / Kaltes Wasser genügt mir. / Das Bier soll euch gehören“ (S. 63). Aber es gibt auch „Genugtuung in der Fremde“,

Kundeyt Şurdum auf S. 70: „Aufregend ist das reiten / auf unbekanntem ebenen / stolpern auf den fremden steinen / sich freuen nach einem gelungenen sprung / in meiner deutschen sprache.“

Im dritten Teil werden aus der Schwierigkeit, oft auch Zerrissenheit des Lebens zwischen den Sprachen und Kulturen lyrische Antworten formuliert: „Die Sprache ist / Eine Wunde in mir. / Heilt sie / Verstumme ich“, schreibt Ecevit Ari-Uzunkaya (S. 94). Turgay Ayoğlu antwortet in „Arayış / Suche“ mit einem Wunsch, einer Einladung: „durch jede Selbstbezeichnung / färbte sich meine Welt ins Nichts / komm, bezeichne mich in meiner Vielfalt“ (S. 89). Kundeyt Şurdums Antwort ist eine Frage ohne Fragezeichen: „Wieso steht im Koran, dass / Gott verschiedene Völker geschaffen hat / Damit sie in Eintracht leben // Würde es also mehr Kriege geben / Wenn die Menschheit nur / aus einem Volk bestünde“ (S. 134).

Wie der legendäre Band *Österreichische Literatur – und kein Wort Deutsch* vermittelt „heim.at“ nicht nur eine spannende Auswahl eines Teils nicht-deutschsprachiger österreichischer Literatur, sondern ist auch grafisch sehr ansprechend gestaltet.

Es bleibt nur noch zu wünschen, dass das Beispiel der Insel Burgaz im Marmarameer, auf der 22 Ethnien und sechs Konfessionen friedlich koexistieren und die Gerald Kurdoğlu daher zum Untertitel „Burgaz Projekt“ inspirierte, mit Hilfe der Anthologie in jedes Heim unter der Länder-Domain .at ausstrahlen möge.

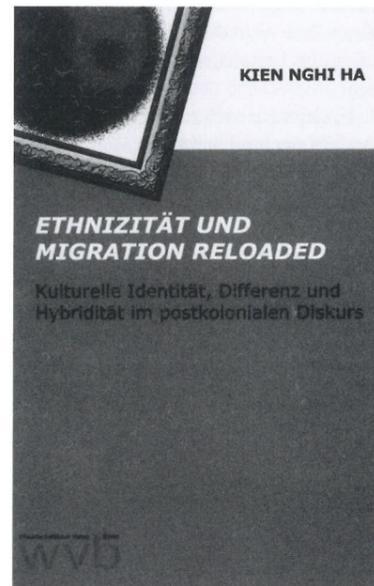
Günter Vallaster

Zuerst online erschienen auf:
http://www2.uibk.ac.at/brenner-archiv/literatur/tirol/rez_05



Ein Standardwerk wurde neu aufgelegt

Kien Nghi Ha:
Ethnizität und Migration Reloaded. Kulturelle Identität, Differenz und Hybridität im postkolonialen Diskurs
 Wissenschaftlicher Verlag Berlin:
 Berlin 2004
 238 Seiten; € 24,90



Verfolgt man/frau die gegenwärtige Diskussion in den deutschsprachigen Medien über eine gemeinsame europäische Verfassung oder über einen EU-Beitritt der Türkei, so fällt auf, dass immer wieder der Topos von einer humanistischen europäischen Aufklärung bemüht wird. Europa als Wiege der Zivilisation, Demokratie und der Menschenrechte, aber nicht als jene des Kolonialismus und des Nationalsozialismus. Ausgeklammert bleibt etwa die Tatsache, dass die Rassenlehre ebenfalls eine europäische Erfindung ist und dass am Prozess der Rassenkonstruktion

führende Vertreter der westlichen Aufklärung wie Kant, Hume, Rousseau und Voltaire bedeutenden Anteil hatten.

So war die Hierarchisierung der Menschheit durch die *Systema naturae* (1735) des schwedischen Naturforschers und Mediziners Carl von Linné von großer Tragweite, da darin eine im Grunde bis heute gültige lineare Ordnung der Natur entworfen wurde, in der sich die Erforschung des außereuropäischen Anderen als wissenschaftliche Disziplin ausgebreitet hat. In Relation zum weißen Subjekt stuft er die Anderen durch unterschiedliche Zuschreibungsformen der Minderwertigkeit herab. Diese Diskurse über Rasse waren bis Mitte des 20. Jahrhunderts etablierter Bestandteil der modernen Natur- und Geisteswissenschaften und lieferten im Zusammenspiel mit anderen Faktoren die Legitimationsgrundlage für weit reichende Unterdrückungs- und Ausbeutungspraktiken, die sich in unterschiedlichen Formen von der neuzeitlichen Sklaverei über Kolonialismus bis hin zum Faschismus manifestierten.

Die koloniale Praxis ist als eine rassistische Form der *Aneignung des Anderen* zu verstehen, die vor allem räumliche, kulturelle und sozio-ökonomische Domänen erfasst, schreibt Kien Nghi Ha in seinem überarbeiteten und neu aufgelegten Buch *Ethnizität und Migration Reloaded*. Er versucht aufzuzeigen, dass heutige Formen von Arbeitsmigration historische Kontinuitäten aufweisen und dass die Ausbeutung außereuropäischer Arbeitskräfte einen zentralen Bestandteil des modernen Kolonialisierungsprojektes darstellt.

Welche filmischen, literarischen und musikalischen Ausdrucksformen kultureller Identitäten als Folge dieser Migrationen in der Diaspora existieren – die als kritische Gegenkultur und als oppositionelle Politik in den repräsentativen Praktiken des Alltags gelesen werden können –, macht einen weiteren wichtigen Teil des Buches aus. Als Beispiel zieht der Autor die Rap-Kultur heran,

um zu demonstrieren, dass sich Postkolonialismus nicht nur in den akademischen Elfenbeintürmen abspielt, sondern auch als ein Lebensstil von vielen Marginalisierten zu begreifen ist. In Folge der Globalisierung und der wachsenden interkulturellen Zusammenarbeit mit größeren Teilen der weltweiten HipHop-Community beginnt sich Rap von traditionellen Konzepten zu lösen, in dem es zu Verschmelzungen zwischen Sub- und Minderheitenkulturen kommt.

„Rap-Kultur“, so Kien Nghi Ha, „kann dann als ein offenes Projekt verstanden werden, in dem es möglich geworden ist, dass schwarze Eastcoast-Rapper aus New York als *Wu-Tang-Clan* auftreten, weil sie ihre Lebensmaximen aus chinesischen Kung-Fu Filmen beziehen, während einige Nachfahren südkoreanischer EinwanderInnen aus Kalifornien ihren Rap unter dem Label *Seoul Brothers* produzieren.“

Die diasporischen Topographien entstanden infolge der Ausbeutung des globalen Arbeitskräftereservoirs, wie die Geschichten der afrikanischen und indianischen SklavInnen oder der indischen und chinesischen „Kulis“ zeigen. Dieses historische Wissen nicht zu vergessen, ist wichtig, schreibt Kien Nghi Ha, weil wir sonst nicht begreifen, dass die kulturellen und menschlichen Keimzellen einer globalen Hybridität ihrem Ursprung nach eine Art Kolonialware, ein kulturelles Produkt der europäischen Präsenz in den kolonisierten Gebieten – und vice versa – sind.

Kien Nghi Ha stellt – und das ist nicht zuletzt im Hinblick auf die derzeit weit verbreitete Enthistorisierung besonders wichtig – eine Verbindung von heutigen Formen der Arbeitsmigrationen zu Kolonialismus und Nationalsozialismus her und verortet diese in einem machtpolitischen Kontext. Denn Arbeitsmigration entstand nicht erst mit den gezielten Anwerbungen der 60er Jahre, sondern schon sehr viel früher.

Cornelia Kogoj

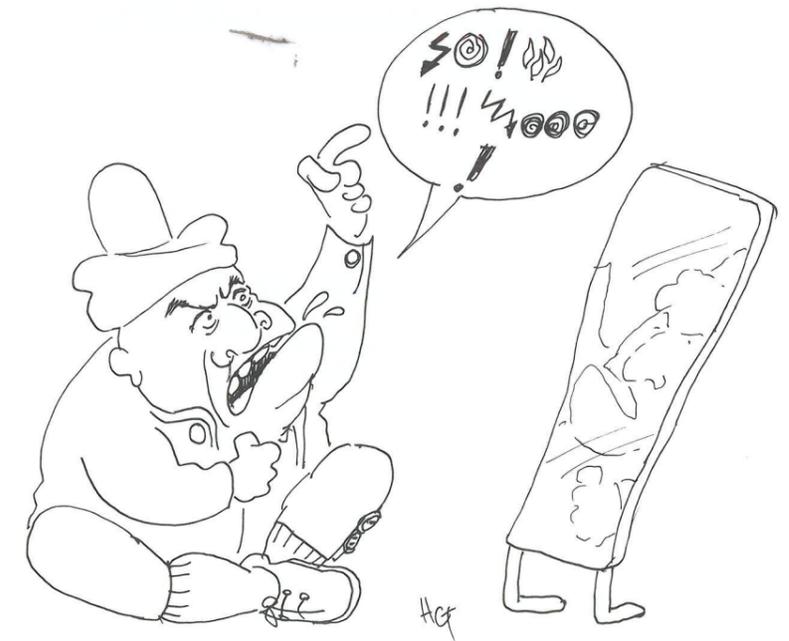
Im Juli 2005

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn praktisch alles den Bach runtergeht, fast hätte ich gesagt: den Gorbach runtergeht. Denn unser Vizekanzler hat erklärt, dass er es auch persönlich mit „mehr privat, weniger Staat“ hält und sich zu einem Vorarlberger Seilbahn- und Touristikunternehmer abseilen und vertschüssen will, nachdem er für den Xiberger noch einige Sachen geregelt hat. Klaus heißt der, und für den Hubsli soll er dann gleich den Santa Klaus spielen und sich gehaltsmäßig revanchieren. Naja, wird halt wieder ein Job frei in der Regierung. Aber ich fürchte: Ich werde wieder übergangen wie bei den Staatssekretären.

Jobmäßig ist ja jetzt alles eine Katastrophe. Ich bin schon so am Sand, dass ich mir bereits überlegt habe, mich um den Posten eines Hasspredigers in einer Moschee zu bewerben, und mir schon einen Turban zugelegt habe. Da könnt ich ja auf die Aschermittwoch-Reden vom Jörgl zurückgreifen, nur ein paar Namen wären zu ändern. Aber der Mufti dort hat gemeint, meine Sprache sei da nicht gefragt. Eine Diskriminierung ist das – im eigenen Land muss man sich das bieten lassen! Ich hab sofort einen empörten Leserbrief an die Krone überbracht, aber die haben gesagt, sie haben keinen Platz. Hab ich gleich gefragt, ob sie nicht überhaupt einen beruflichen Leserbriefschreiber brauchen, weil der Dichand ja recht nachlässt in letzter Zeit. Haben sie mich ganz einfach rausgeschmissen. Und dabei les ich das Blatt schon seit Jahrzehnten, nicht nur die Seite 5, sondern sogar das Horoskop und die Inserate. Meine politische Meinung hab ich mir praktisch mit dem Staberl gebildet. Dabei wollt ich so gern mit Dreckpatzerln in Leserbriefen werfen, wie das die Schwarzen in der Steiermark ihren Aktivisten empfehlen. Und jetzt das! Ich kann mich ja nicht zu einer Trümmerfrau umoperieren lassen, damit ich zu ein bisschen Geld komme.

Schwere Zeiten, Probleme, wohin man schaut. Aber niemand ist sicher. Sogar den Karl Moik haben sie rausgeschmissen aus dem Musikantenstadl. Wahrscheinlich hat sich eine Volksmusikgruppe geweigert, in einem orangen Trachtenjanker aufzutreten oder den Kampl-Gudenus-Gedächtnismarsch zu schmettern.

Aber gefeiert ist ordentlich worden heuer. So Trotteln haben beim Fenster rausgerufen: „Österreich ist frei!“ Hab ich auch das Fenster aufgemacht und geplärrt: „Österreich ist



frei...heitlich!“ Hat einer, der jetzt beim BZÖ ist, gleich die Polizei gerufen, wegen Ruhestörung. Na serwas, auf den Wahlkampf in Wien freu ich mich schon. Die Schwarzen haben so einen Gockel aus der Glücksspielbranche als Spitzenkandidaten installiert. Der Strache plakatiert, dass er sich zum Duell um Wien rüstet. Naja, beim Duellieren kennt er sich ja aus. Das BZÖ will auch kandidieren. Das kann ja lustig werden, wenn sie beide gleichzeitig eine Veranstaltung auf dem Victor-Adler-Markt abhalten wollen. Ich muss mich einmal erkundigen, ob sich auch unsere Ordnertruppe, die Skinheads, gespalten haben: in Jörg-Skins und H.C.-Skins.

Bitte, das liegt heutzutage in der Luft. Auch jede zweite Ehe geht in Österreich ja schon schief, ist in der Zeitung gestanden, und da haben sich die Partner ja gegenseitig ausgesucht. Da kann es auch bei einer Partei passieren, dass man halt auseinander geht. Und auch da geht gleich die Streiterei wegen dem Geld los. Jetzt hat der H.C. Strache ja veröffentlicht, was sich unsere fleißigen und tüchtigen Chefs so alles eingenäht haben. Die Riess-Prasser hat ja halbe Boutiquen leergekauft, um beim Opernball gute Figur zu machen – dass das nicht klappen kann, hätte ich ihr gleich sagen können. Und wenn der Jörg nicht im Porsche gesessen ist, ist er geflogen wie ein Vogel, kein Wunder, dass jetzt überall der Kuckuck pickt auf dem ganzen Parteieigentum. Ist aber auch nichts Besonderes. Angeblich sind ja 350.000 Österreicher hoch verschuldet. Aber da sieht man es wieder. Wir sind ganz nah bei den Menschen und wissen daher genau, wo der Schuh drückt. Darum fährt der Gaugg Reini

auch öfters angetschnechert Auto, weil das bei uns üblich ist.

Jetzt hat sich sogar der Rumpold, das ist der Erfinder der Farbe Orange, vom BZÖ geschlichen. Und in Kärnten will sich die Landesregierung vom „faulsten Beamten Österreichs“ trennen. Der hat praktisch einen Aktengarten angelegt, aber auf das Gießen vergessen. Er hat sie einfach nicht bearbeitet. Jetzt ist er sogar zu 15 Monaten Haft verurteilt worden, wegen „Amtsmissbrauch“. Das versteh ich nicht. Wieso ist das Missbrauch, wenn man eh nichts tut?

Bei Missbrauch und nichts tun – da fällt mir gleich die EU ein. Die ist ja jetzt in schlechter Verfassung, hab ich gelesen. Aber die Türkei wollen sie reinnehmen! Die sind ja alle halbmondsüchtig in Brüssel, sag ich immer. Bitte, ich hab nichts gegen die Türkei. Ich fahr auch auf Urlaub dorthin. Aber dann müsst ich ja praktisch Urlaub quasi daheim machen. Und überhaupt die Ausländer! Jetzt kommen auch schon die Deutschen – aber nicht als Urlauber, sondern als Kellner und Studenten.

Bitte, bei den Germanen ist es etwas Anderes. Wegen denen brauchen wir keine neuen Ortstafeln. Aber so viele Piefkes auf einmal hab ich zuletzt vor Jahrzehnten in Jesolo auf dem Teutonengrill gesehen. Apropos Rot: Der Genosse Rotlauf grüßt mich in letzter Zeit so freundlich und sagt: „Zwangsernährung heißt, wir sind gezwungen, sie auf unsere Kosten zu ernähren. Und dann regen sie sich noch auf?“ Und ich sag dann immer darauf: „Bitte, wenn ich mit Bier ernährt werde, hab ich gar nichts gegen die Zwangsernährung!“ Und dann lachen wir beide.

Erscheinungsort Innsbruck
Verlagspostamt A-6020 Innsbruck
P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr.: 55
Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt
Zul.-Nr.: GZ 02Z031717 5

Rücksendeadresse:
Initiative Minderheiten
Gumpendorfer Straße 15/13
A-1060 Wien



BUNDESKANZLERAMT KUNST

